Sympathieformen im frühen Kindesalter

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde

an der Philosophischen Fakultät

der Berliner Universität

vorgelegt

von

Marta Wais, geb. Holl

aus Berlin.

Tag der Promotion 10. Mai 1935

32

Referenten: Professor Dr. E. Spranger.
Geheimrat Dr. H. Maier.

Tag der mündlichen Prüfung: 12. 5. 1932

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Meiner Mutter.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41544312_0066

Inhalt.

Einleitung.

Aufgabe und Methode 7
Grundlegende Voraussetzungen 13
Umwelt und Anlage 16

I. Hauptteil: Das Säuglingsalter

I. Die Kategorien „Fremd — Vertraut" 19
II. Das Verhältnis zu Gleichaltrigen 34
III. Rückblick auf das 1. Lebensjahr 35

II. Hauptteil: Die 2. Phase der frühen Kindheit
Das 2.—3. Lebensjahr

I. Der Aufbau der kindlichen Bewusstseinswelt 37
II. Das Kind als Familienglied 41
III. Die Beziehungen zu den einzelnen Familiengliedern 44
IV. Kind — Fremde 64
V. Kind — Kinder 72
Rückblick über die 2. Phase 81

III. Die Gefühls- und Willenskrise: 3.—4. Lebensjahr.

Auszug aus der Dissertation 83
Schluss 86
Literaturverzeichnis 90

Einleitung.

Aufgabe und Methode.

Die Psychologie des Kindes, wie sie sich nach den Ergebnissen bisheriger Forschung darbietet, hat sich vor allem dem intellektuellen und Willensleben zugewandt. Nicht so reichhaltig ist die Literatur über das Gefühlsleben des Kindes. Die genialen Pädagogen des 18. und 19. Jahrhunderts, Pestalozzi, Fröbel, sahen in der Gefühlsbindung zwischen Mutter und Kind den Keim aller menschlichen geistigen und sozialen Funktionen. In der Folgezeit wurde die Psychologie dem Gefühlsleben nur gerecht, soweit es sich auf primitive Lust-Unlustgefühle zurückführen liess. Erst im 20. Jahrhundert erwachte wieder das Verständnis für die Bedeutung der Sympathiebeziehungen in der Gesamtentwicklung des Kindes.

In den grossen zusammenfassenden Darstellungen des Kindesalters von K. Bühler, Ch. Bühler, Groos, Koffka, Stern u. a. findet die Gefühlsentwicklung des Kindes eine wenig ins Einzelne gehende Behandlung.[1]) Dagegen liegen Spezialuntersuchungen vor wie die von Boeck über das Mitleid des Kindes: das Wiener psychologische Institut förderte in zahlreichen Einzelarbeiten das Wissen um die verschiedenen Arten des sozialen Kontakts im 1. Lebensjahr. Das 3.—4. Lebensjahr, das sogenannte Trotzalter, erfuhr eingehende Behandlung durch die Werke von E. Köhler, Ch. Bühler, Kroh, Schmëing u. a. Ueber die Liebe des Kindes handelte O. Pfister, der vor allem die krankhaften Erscheinungen des kindlichen Gefühlslebens berücksichtigte. Vom Standpunkt der Psychoanalyse aus brachte S. Bernfeld neue fruchtbare Ergebnisse für die Psychologie des Säuglings; auf gleichem Boden stehen die Werke von H. v. Hug-Hellmuth, C. G. Jung, S. Freud u. a. Den Dualismus von Machttrieb und Trieb zur Gemeinschaft im sozialen Leben des Kindes zeigte die Individualpsychologie auf.

[1]) vgl. hierzu wie zum Folgenden das Literaturverzeichnis.

Immerhin ist durch die genannten Bearbeitungen das Thema „die Sympathieformen im frühen Kindesalter" nicht in dem Masse erschöpft, dass sich eine erneute Bearbeitung erübrigte. Denn es erscheint als einseitig, dass sich die Psychoanalyse damit begnügte, die Deutung der Mannigfaltigkeit der Liebesformen unter einem einzigen Gesichtspunkt vorzunehmen. Auf der anderen Seite geben die Spezialuntersuchungen kein vollständiges Bild weder von der Entwicklung noch von den verschiedenen Formen der Sympathie. Beides — die lückenlosere Aufhellung der Sympathieformen innerhalb des noch undifferenzierten kindlichen Seelenlebens, sowie die Festlegung organisch aufeinanderfolgender Entwicklungsstufen — hat sich diese Untersuchung zur Aufgabe gesetzt. Und zwar soll die Entwicklung verfolgt werden bis zu dem Zeitpunkt, an dem die erste grosse Phase, die vom Affekt- und Willensleben beherrscht ist, übergeht in die Phase der mehr intellektuellen auf das Tatsächliche gerichteten Geisteshaltung. Mit dem 4.—5. Lebensjahr kann diese erste Periode, die in sich wiederum gegliedert ist, als abgeschlossen gelten.

Die Aufstellung von Entwicklungsstufen kann nicht von den sprachlichen Aeusserungen ihren Ausgangspunkt nehmen. Infolge der Suggestibilität des Kindes sind diese nicht immer als objektiv wahr anzusehen; oft ist auch gerade das wichtiger, was das Kind nicht sagen kann oder will, was es nur durch seine Haltung ausdrückt, als das tatsächlich Ausgesprochene. Nur zur Stützung des Beobachteten sind mit Vorsicht auch die kindlichen Aeusserungen verwertbar.

Auszugehen ist jedenfalls von dem rein physischen Verhalten, das, zunächst ohne Interpretation auf seinen Sinn hin, zu beobachten und zu beschreiben ist.

Die Beobachtung des Verhaltens kann entweder in der Weise erfolgen, dass einzelne Kinder einer Dauerbeobachtung unterzogen werden, oder dass auf experimentellem Wege das Verhalten einer Anzahl von Kindern in bestimmten Situationen ausgewertet wird. Das Experiment gibt eine gute Uebersicht über Durchschnittsleistungen einer bestimmten Altersstufe; es vermag auch umgekehrt das für bestimmte Leistungen erforderliche Durchschnittsalter zu bestimmen, während die Einzelbeobachtung immer des Vergleichs mit

anderen Beobachtungen bedarf, um zu richtigen Ergebnissen zu gelangen. Prinzipiell jedoch entspricht das Experiment dem Wesen des Kindes nicht. Bekannt ist die Beeinflussbarkeit von Kindern durch die Vorbereitung zu Experimenten, ihre leichte Ablenkbarkeit im Verlauf des Versuchs. In diesen künstlich herbeigeführten Situationen wird auf das natürliche Verhalten eine ungünstige Wirkung ausgeübt. Auch kann das Experiment, das naturgemäss mit rationalen Mitteln arbeitet, kaum die manchmal nur angedeuteten psychologischen Stimmungen und Verstimmungen im Gefühlsleben des Kindes so herausheben, wie es einer intensiven Dauerbeobachtung gelingen kann. Jedenfalls darf das Experiment nur als Beweis für die Richtigkeit einer längere Zeit andauernden natürlichen Beobachtung einzelner Kinder verwandt werden, nicht aber auf diese gänzlich verzichten.

In Wirklichkeit ist jede Beobachtung, die sich auf das äussere Verhalten beschränkt, eine blosse Abstraktion. Die sprachliche Bezeichnung „Ausdruck" weist schon darüber hinaus: Ausdruck ist das Aeusserlichwerden eines seelischen Zustandes, das in seiner Ursprünglichkeit vom Subjekt weder gewollt noch immer gewusst ist. Gerade darin, dass Ausdruckserscheinungen sich ohne — oftmals gegen — das Wollen der Person äussern, liegt ihre Echtheit und das Kriterium für den unmittelbaren Zusammenhang mit dem psychischen Erleben. Wie sich im Ausdruck das seelische Erleben und darüber hinaus das ganze Wesen der Person in irgendeiner Weise offenbart, so ist der Ausdruck selbst ein Grundmittel zum Verständnis der ihn auslösenden seelischen Phänomene.

Das unauflösliche Zugeordnetsein eines jeden Ausdrucks zu einem Erleben ist eine letzte Tatsache, die weder erklärbar noch beweisbar ist. Die Art aber, wie die einzelnen Erlebnisse mit bestimmten Ausdrucksformen korrespondieren, ist nicht ohne weiteres erfassbar. Die Gesamtstruktur „schreiendes Kind" gibt nicht zugleich auch die Erlebnislage, die das Schreien veranlasste: Wut, Angst, Hunger etwa. Die Ausdrucksbewegungen müssen also auf ihren gemeinten Sinn hin gedeutet, d. h. das äussere Verhalten muss verstanden werden als sinnliche Ausprägung einer spezifischen seelischen Energie. Der Ausgangspunkt ist also von dem objektiv Gegebenen als

solchem zu nehmen und die Deutung hat so zu erfolgen, wie es die jeweilige Situation aus sich heraus fordert.

Bei dem Versuch, den Ausdruckspänomenen des Kleinkindes bestimmte sie hervorrufende Erlebnisse zuzuordnen, wird man sich besonders bewusst werden, wievielen Gefahren eine Deutung ausgesetzt ist, mit der der strukturell total andersartige Erwachsene die Erlebnisweisen des Kindes zu verstehen sucht. Die Auffassungsweisen des Erwachsenen sind nicht die des Kindes; und wenn sie trotzdem auf dieses übertragen werden, so darf das nur mit dem Wissen darum geschehen, dass wir wohl das „Ganz andere" der kindlichen Welt fühlen, aber mit den zur Verfügung stehenden sprachlichen Kategorien nicht genügend ausschöpfen können. Der innere Erlebnisverlauf selbst wird der Deutung immer unerreichbar bleiben. Eine Untersuchung über die ersten Lebensjahre ist also im wesentlichen auf blosse Beobachtung der Verhaltensweisen angewiesen, deren ganz hypothetische Deutung keinen Anspruch auf Sicherheit machen kann.

So unwiderleglich die Tatsache der Zugeordnetheit von Aeusserem und Innerem ist, so irreführend ist der Versuch, durch Deutung einzelner Ausschnitte die Gesamtpersönlichkeit zu erfassen. Die Interpretation des physischen Verhaltens auf seinen gemeinten Sinn hin ist noch zu erweitern auf das Verständnis des ganzen Weltzusammenhanges, in dem das Kind lebt. Man muss den Gesamtsinn der kindlichen Welt kennen, um Einzeläusserungen sinngemäss verstehen zu können. Durch die Auffassung vom Ganzen her, das „übergreifende Verstehen" (Spranger) wird es möglich, allgemeinste typische Entwicklungslinien festzulegen, durch die ihrerseits wieder das Verständnis des Einzelphänomens erleichtert wird.

Die Beeinflussbarkeit des Kindes durch die Umgebung lässt es als Wagnis erscheinen, allgemeine Entwicklungslinien aufweisen zu wollen, die für jedes Milieu gelten. Zur Lösung wird man sich klar zu machen haben, dass unter „Milieu" ein doppeltes zu verstehen ist.

(a). Vom Entwicklungsziel aus stellt sich die Entwicklung so dar, dass in den einzelnen Phasen jeweils eine seelische Kraft dominiert neben den anderen gleichsam nur angedeuteten. Das bedeutet: die

Entwicklung geht nicht sprunghaft von einer Stufe zur anderen über, sondern die einzelnen Perioden wachsen organisch auseinander hervor, sodass jede Stufe die nächste gewissermassen vorbereitet. Die Entwicklung spielt sich nicht im Innern des Kindes allein ab, sondern resultiert aus der Bezogenheit des subjektiven Erlebens auf die ausserseelische Objektwelt. Doch liegt das Schwergewicht der Entwicklungsrichtung auf den innerseelischen Tendenzen. Auf jeder Stufe wirkt eine eigentümlich formende Seelenkraft, die auch die Umwelt gestaltet. Was für den Erwachsenen das „Milieu" des Kindes ist, erlebt dieses als gegeben gar nicht. Zu jeder Entwicklungsstufe gehört ein spezifisch gefärbtes Milieu; die vorausgesetzte neutrale Welt besteht nicht für das Erleben. Es gibt psychologisch nur Erlebniswelt, Erlebniswirklichkeit, subjektbezogenes Milieu. Aus der neutralen „Aussenwelt" erfasst das Kind nur die Inhalte, „schneidet sie heraus", (Scheler) die ihm und seiner jeweiligen Organisation entsprechen. Sein Milieu ist nicht ein Reich von Dingen, sondern von Wertdingen.

(b). Das Milieu im soziologischen Sinne umfasst die Umwelteinflüsse pädagogischer, wirtschaftlicher, sozialer und geistiger Art. Hier ist in erster Linie das Milieu des Grosstadtkindes aus solchen Familienverhältnissen gemeint, die eine gesunde Entwicklung ermöglichen. Sicher trifft diese Voraussetzung nur in den seltensten Fällen in vollem Umfang zu; dennoch wird sie als Konstruktion ganz bewusst angenommen. Die Berücksichtigung der Fülle von Situationsmöglichkeiten kann niemals ein einheitliches Bild ergeben. Nur am Normal = Idealfall lassen sich bestimmte Entwicklungslinien festlegen, die dann für die einzelne konkrete Situation einer gewissen Modifizierung bedürfen.

Neben dem Material, das aus Verhaltensbeobachtung und ihrer Deutung gewonnen wird, sind von grosser Bedeutung die Tagebuchaufzeichnungen verschiedener Beobachter, die miteinander zu vergleichen sind, um ein allgemeines Bild des Entwicklungsganzen zu erhalten. Die vorliegende Arbeit stützt sich im wesentlichen auf diese Aufzeichnungen, benutzt aber nur solche, die mit eigenen Beobachtungen in Einklang zu bringen sind.

Fruchtbar ist auch der Vergleich der Gesamtsituation des Kindes mit anderen in sich geschlossenen Lebensformen, z. B. der des Tiers. In Ontogenese wie Phylogenese geht die Entwicklung von primitiven Anfangszuständen zu immer höherstehenden Stufen, und jeder Entwicklungsstufe entsprechen spezifische Verhaltensweisen und Reaktionen gegenüber der Umgebung.

Weiteres Material für die Untersuchung kindlichen Verhaltens können Jugenderinnerungen sein. Allerdings sind sie nur mit Vorsicht zu benutzen, da die Objektivität des Mitgeteilten leicht unter dem subjektiven Standpunkt des Erwachsenen und dem unvollkommenen Gedächtnis leidet. Hinzu kommt, dass die Erinnerungen bei genauester Forschung nicht weiter zurückreichen als bis zum Ende des dritten Jahres. Aus der Zeit vorher sind ihm vielleicht einige wenige Augenblickssituationen dunkel bewusst, keinesfalls eine Aufeinanderfolge zusammenhängender Bilder, geschweige denn Erlebnisse. Die wenigen Bemerkungen in der Literatur über Erinnerungen aus dem ersten Lebensjahr, wie die von Spitteler, sind wohl nur als Gestaltungen dichterischer Phantasie zu werten, nicht als fest begründete Tatsachen.[1])

Das Gleiche wie für Jugenderinnerungen gilt für die Benutzung rein dichterischer Produktionen als Material. Der Dichter legt unter Umständen zuviel von seiner subjektiven Geisteshaltung in die Beobachtung an Kindern hinein, als dass seine Werke wissenschaftlich haltbares Material liefern könnte. Andererseits vermag er mit genialem Einfühlungsvermögen mehr zu sehen als die wissenschaftliche Beobachtung. Dichtwerke können den Zugang zum Verständnis kindlichen Seelenlebens eröffnen. Sie werden herangezogen, soweit sie durch reine Verhaltensbeobachtung gestützt und bewiesen werden können.

---

[1]) O. Kroh erklärt das Fehlen von Jugenderinnerungen an die ersten Lebensjahre: „alle Erlebnisse der frühen Kindheit sind mehr oder weniger tief affektiv eingebettet. Damit erhalten sie eine eigenartige Tönung, die sie von den hochgradig differenzierten Erlebnissen späterer Perioden so stark scheidet, dass sie gleichsam in einer anderen Welt liegen, zu der ein Rückgang nicht mehr möglich ist.“ (Psychol. d. Grundschulkindes 2. Aufl. Langensalza 1929 S. 73.)

Grundlegende Voraussetzungen.[1])

Die Begriffe „Wert" und „Entwicklung."

Jede Bestimmung des Wesens der Liebe und jede Abgrenzung der einzelnen Liebesformen enthält weltanschauliche Stellungnahmen, die nicht für jeden Beobachter Gültigkeit haben, und die auch nicht vom „übergreifenden" Verstehen aus zu rechtfertigen sind. Für uns gehört wesensmässig zu jeder echten Liebe

1. die enge Gerichtetheit auf einen Gegenstand. Alles kann Objekt der Liebe sein, Beseeltes und Nichtbeseeltes, Personen und Dinge, Ideen, aber alles gewinnt in der Liebe persönliche Gestalt. Nicht primär charakteristisch ist für die Liebe die Richtung auf den anderen als andern, ebensowenig die Richtung bezw. Hingabe an die Gemeinschaft. Das Primäre ist die Orientierung an einem Gegenstand überhaupt, vorausgesetzt, dass in dieser persönlichen Beziehung sich das entfalten kann, was das 2. Wesensmerkmal jeder echten Liebe ist, das Wertmoment.

2. Gemeinsam ist allen Formen der Liebe das Ja zu einem Wert. Liebe ist das wertentdeckende Organ, durch das aus einem wertindifferenten Gegenstand ein völlig neues Wertgebilde wird.

Wert ist ein Urphaenomen des geistigen Lebens, zu dessen Wesen die Subjekt-Objekt-Polarität gehört. Erlebnis des Subjekts und Gegenständlichkeit des Objekts sind überwölbt vom gemeinsamen Wertquale: das Subjekt hat seine Lebensbeziehung zur Welt durch das Werterlebnis an den Gegenständen.

Die Wertungsart einer Person ist abhängig von ihrer individuellen Seelenlage. Das dem Einzelnen Wertvolle muss nicht an sich werthaltig sein. Aber es ist charakteristisch für die individuelle Seelenrichtung wie für bestimmte Lebensalter.

Der Wertbegriff als solcher stammt aus dem Lebenskreis des Erwachsenen; er ist begrenzt nutzbar zu machen auch für die Welt des Kindes. Das Kind lebt in einer Wertwelt, die jedoch von der des Erwachsenen in hohem Masse abweicht. Wenn Ichschichten und Liebesschichten in der Art verbunden sind, dass ein Wesen nur von seinen bereits mit Eigengehalten erfüllten Ichschichten aus lieben

[1]) vgl. zu diesem Abschnitt M. Scheler, Wesen und Formen der Sympathie 3. Aufl. 1926.

kann, wird die Betrachtung der Ichschichten zugleich implizieren, zu welchen Schichten der Liebe das Kind seiner Natur nach fähig ist. Das Kind, zunächst rein als Kind betrachtet, unterscheidet sich vom Erwachsenen — von diesem aus gesehen — durch das Fehlen eines geistigen Zentrums, das Quelle und Träger geistiger Gehalte ist und den Menschen zur „Person" macht (Scheler). Solange die Aktualisierung des geistigen Ichbewusstseins nicht vollzogen ist — bis zum Ende der Reifezeit[1]) — ist die Zone geistigen überindividuellen Lebens noch ganz ohne Gehalte. Intentionsträger geistig-sittlicher Werte wird der Mensch erst auf der Entwicklungsstufe, auf der er sich sein psychophysisches Ich vergegenständlichen und einer vom Psychophysischen unabhängigen Wertwelt gegenüberstellen kann. Bis dahin geht er im Bezirk des leibseelischen Ich und in Körpervorstellungen auf; er vermag sich nicht als ein seinem Leib Ueberlegenes vorzustellen. Das Kind ist zwar eine „Individualität", aber diese ist nicht Trägerin überpsychophysischer Werte. Ebensowenig wie am Kind sittliche Werte erscheinen, das Kind also nicht „Person" ist, sowenig begreift es andere als leibseelische Wertwesenheiten. Das Kind bis zur Reifezeit lebt und fühlt allein im vitalseelischen Bezirk, wie es selbst als Eigengebilde Träger vitalseelischer Werte ist.

Zu unterscheiden ist hier zwischen der spezifisch kindlichen Werthaltung, die ihren eigenen Gesetzen folgt, und den Wertungen, die das Kind von der Umgebung übernimmt. Das Kind wächst hinein in eine Welt, die bereits erfüllt ist mit überindividuellen Kulturwerten, und hat an ihr teil durch die Vermittlung der Erwachsenen, der Wertträger.

Die eigenartige kindliche Wertung ist nach ihren Ursachen nicht restlos zu erklären. Wir sind geneigt, primäre in der Anlage schon vorgesehene Wertungsdispositionen anzunehmen, mit denen das Bewusstsein aus der indifferenten Aussenwelt eine Selektion der Reize vorzunehmen imstande ist. Nur psychophysisch bedeutsame Reize dringen in das Bewusstsein ein. Insofern ist alles „wertvoll", was das Interesse des Kindes auslöst, was seine geistigen Kräfte

[1]) „Das erste Kennzeichen der neuen seelischen Organisation . . ist da metaphysische Grunderlebnis der Individuation" (in der Reifezeit). Spranger „Ps. d. Jugendalters" S. 38.

zur Aufnahme bereit macht. Jeder wahrgenommene Gegenstand wird dadurch Wertgegenstand, jedes Wahrnehmen ein Wertnehmen. Dass nicht nur solche Reize bevorzugt werden, die der Selbsterhaltung dienen, wird die Untersuchung zeigen. Die Angepasstheit des kindlichen Organismus an jeweilig bedeutsame, „wertvolle" Reize erscheint natürlich nicht als solche im Bewusstsein des Kindes. Der Säugling überlässt sich seinen Gefühls- und Triebregungen, ohne Motiv und Zweck zu kennen. Für den Erwachsenen sind die Gefühlsbeziehungen des Kindes jedoch nur verständlich, soweit sie Werte realisieren. Wir setzen in ihnen irgendwelche primitiven Werthaltungen voraus im Hinblick auf das Resultat, auf das die Gefühlsentwicklung zielt: die werterfüllte persönliche Wesensverbundenheit.

Das übergreifende Verstehen hat das Kind in doppelter Weise aufzufassen: als Gebilde von Eigenwert „Kindlichkeit" und als Entwicklungswesen. Das Individuum macht eine Reihe von Veränderungen durch, die, von äusseren und inneren Faktoren bestimmt, zu einem angelegten Ziel, dem Seelenleben des Erwachsenen, führen. Das Kind befindet sich jedoch nicht nur in stetiger Entwicklung. Es durchläuft eine Reihe von Entwicklungsstadien, deren jedes ein Ganzes, eine gegliederte und zielgerichtete Struktur von Eigenwert ist. Den Gesamtsinn seiner Entwicklung wie den Sinn jedes Entwicklungsstadiums erlebt das Kind nicht; dieser wird erst verständlich vom Endziel, zu dem es hinstrebt, vom Seelenleben des Erwachsenen. Der methodische Ausgangspunkt ist nicht von der untersten Stufe, der des Säuglings, zu nehmen, um von hier aus die organische Folge der weiteren Stufen zu entwickeln. Alle Erkenntnis kindlichen Seelenlebens und seiner Entwicklung erhält Sinn und Bestätigung erst durch das Entwicklungsresultat.

Zusammenhängend mit der eigenartigen Ganzheit der frühkindlichen Bewusstseinswelt zeigt sich als Urgrund der Sympathiegefühle die ungetrennte Einheit aller ihrer Erscheinungsformen. Die systematische Zerlegung dieser Ganzheit kann nur von einem Standpunkt aus vorgenommen werden, der innerhalb der Undifferenziertheit die Keime zur späteren Mannigfaltigkeit der Sympathiearten zu sehen vermag, also vom Standpunkt des verstehenden Erwachsenen.

Das Undifferenzierte — qua undifferenziert — wird allein vom Standpunkt des Differenzierten aus begriffen. Jede genetische Theorie — Genese im Sinn der Aufeinanderfolge einzelner Stadien — hat zur Voraussetzung die Orientierung am Endstadium, von dem aus die Vorstadien in ihrem wahren Sinn erscheinen.

Umwelt und Anlage.

Mit Recht betont Freud, dass Intrauterinleben und erste Kindheit weit mehr ein Continuum darstellen, als die Caesur des Geburtsaktes glauben lässt. In den ersten Wochen ist das Kind noch gar nicht für sich allein lebensfähig; seine Ausstattung mit Trieben und Instinkten reicht nicht zur selbständigen Erhaltung des Daseins. Geburt und Entwöhnung sind Stufen der „Individuation", aber solche nur hinsichtlich des Physischen; im sozialen, psychischen bleibt die Ureinheit mit der Mutter bestehen. „Das Neugeborene ist eine Isolation; das natürliche Ganze ist: das Neugeborene und seine Mutter". (Bernfeld a. a. O. p. 52.)

Schon das Wesen der Mutter an sich ist deshalb entscheidend: eine Mutter vermag durch Launen und Nervosität in dieser Zeit vollkommenen Gemütskontakts das Kind weitgehend zu beeinflussen, andererseits mit Liebe fördernd auf seine Stimmungen und Verstimmungen einzuwirken. Die ersten Tage und Monate sind für die kindliche Entwicklung so grundlegend, dass eine hier einsetzende Schädigung oder Hemmung sich nur schwer rückgängig machen lässt. Von grösstem Einfluss ist auch die Art der Einstellung der Mutter zum Kind, die variieren kann zwischen echter Hingabe, natürlicher Liebe, krankhafter Zärtlichkeit oder auch gleichgültiger Vernachlässigung. Das Kind zeigt schon als Säugling die entsprechenden Reaktionen: den Zustand der behaglichen Sicherheit, oder übersteigerten Anspruch auf Zärtlichkeit, Störung des allgemeinen Wohlbefindens.

Die Beziehungen, die in dieser allerersten Zeit zwischen Mutter und Kind hergestellt werden, sind grundlegend für die Beziehungen des Kindes zu Menschen überhaupt; dieses erste Objekt der kindlichen Liebe wird häufig Prototyp für den Gegenstand späterer Zuneigung. Aus dem Innigkeitsverhältnis, dem eigentümlichen Mit-

einander von Mutter und Kind allein können auch die entscheidenden Weckungen der geistigen Entwicklung hervorgehen, dieses Lebensband entwickelt aus sich heraus immer höhere Beziehungen („Lebenseinigung" Froebel[1]).

Es entsteht nun die Frage: ist jede Sympathieäusserung des Kindes nur Reaktion auf die ihm bewiesene Liebe der Umgebung, oder gibt es eine, wenn auch noch so unbestimmte Angelegtheit zur Liebe im Kind, die nur der Weckung bedarf?

Alle Entwicklung muss auf einer vorhandenen Grundlage aufbauen, sie geht niemals von einem Nullpunkt aus. Das Neugeborene ist keine tabula rasa, die die Umwelt beliebig beschreiben könnte: in ihm ist die psychische Konstitution des Erwachsenen in keimhaften Ansätzen enthalten. Von den drei Faktoren der Erbanlage, Reflexe, Triebe, Fähigkeiten, spielen die Reflexe für die vorliegende Untersuchung ihrer rein physischen Natur wegen keine Rolle.

Die Triebe als zielstrebige Lebensdispositionen dienen primär dem Zweck der Selbst- oder Arterhaltung. In den Trieberlebnissen bleibt das Ich in seiner individuellen Isoliertheit, das Wesen des Triebs beruht auf der „Befriedigung des Ich, dessen Trieb er ist". (Häberlin.)

Als Aeusserung des „Selbsterhaltungs"triebs interessieren für diese Arbeit: Nahrungstrieb, Bewegungstrieb — die Selbstausbildung des motorischen Apparats — und der Sexualtrieb, der, zweckmässig praeformiert, zu seiner Wirksamkeit einer gewissen Latenzzeit bedarf.

Man darf wohl annehmen, dass das Neugeborene in seinen ersten Lebenstagen wie das junge Tier ausschliesslich von Trieben beherrscht wird, primär vom Trieb nach Nahrung und Wärme, sekundär vom Bewegungstrieb. Beide Triebarten werden durch eine innere Unlustsituation ausgelöst. Die Reaktionen des Organismus auf diese Unlustgefühle sind mehr oder minder zweckmässige trieb-

---

[1]) Nach Scheler (Wesen und Formen der Sympathie) baut sich auf der breiten Grundlage der instinktiven Einsfühlung der Mutter mit dem Kind die Nachfühlung auf, die ihrerseits die Mitgefühle und die geistige Liebe der Mutter fundiert, die das Kind in seinem „Terminus ad quem" erfasst, nicht mehr wie der Instinkt in seinem „terminus a quo". Die Mutter, die nur zur instinkthaften Liebe fähig ist, hindert die Entfaltung der kindlichen Fähigkeiten.

haft-tastende Verhaltensweisen, bis die eine zweckentsprechend — z. B. nach der Brust suchen — die Beseitigung des Unlustzustandes, den Zustand der lustvollen Befriedigung herbeiführt.

Ueber die eigentliche Selbsterhaltung hinaus weist der „Geselligkeitstrieb", in dem Streben nach Selbsterhaltung und Solidaritätsbewusstsein eine psychophysische Einheit bilden. P. Kropotkin erwähnt Hilfeleistungen wie Warnungsrufe bei eintretender Gefahr, Mitgefühl zwischen frei lebenden Tieren und führt diese Tendenzen zurück auf das „Bewusstsein der tierischen Solidarität". (a. a. O.) Schon hier wird also über das Individuum erlebnismässig hinausgegangen, der Wert des Du ist entdeckt.

Der latenteste Faktor der psychischen Konstitution ist die „Fähigkeit zu", „Disposition zu",[1]) Zu ihr muss die Anlage zur Sympathie gerechnet werden, deren Wesen die Tendenz zur Selbsterhaltung ausschliesst. Damit soll nicht geleugnet werden, dass Sympathie von Erlebnis der Selbstbereicherung, Selbsterhöhung begleitet sein kann, ihr Ziel liegt jedoch jenseits dieser Tendenzen. Auf Grund blosser Triebanlagen bedürfte das Individuum keines anderen Wesens, ausgenommen als Mittel zum Zweck; es gibt aber eine ursprüngliche Anlage zum Kontakt, eine Bezogenheit auf ein Du, auf Grund psychischer Ergänzungsbedürftigkeit, die der Regulierung durch den Willen nicht untersteht. In aller Mannigfaltigkeit der Sympathieerlebnisse bleibt immer als die gleiche Komponente die Verlegung des Gefühls aus dem Ich heraus in das Gegenüber, die Loslösung vom Ich. Dass die Fähigkeit zur Sympathie angeboren sein muss, ist eine letzte Gegebenheit des Lebens, die nicht weiter zurückführbar ist. Dennoch gibt es zweifellos individuelle Gradunterschiede in der Stärke der Veranlagung. Auch durchläuft das Einzelindividuum in seinem Leben Epochen, in denen es stärker auf affektbetonte Erlebnisse reagiert als in anderen, vom Gefühlsleben nicht so ausschliesslich beherrschten.

Die Anlage zur Sympathie bedarf zu ihrer Aktualisierung in höherem Masse als die Triebe der Umweltreize. Anlage ist Grundlage der Entwicklung; die Entwicklungsreize liefert das Milieu. Da

[1]) Thorndike a. a. O. p. 8 „Fähigkeit, Neigung, ist die Tendenz zu einer ausserordentlich unbestimmten Reaktion oder Gruppe von Reaktionen auf eine sehr verwickelte Situation."

Neugeborene wird hineingestellt in die Familie, das Milieu im engeren Sinne, das charakterisiert ist durch seinen ständigen Kontakt mit dem Individuum; später erweitert sich der Kreis durch Gefährten, Schule etc. In erster Linie sind es die Personen, die geistigen Träger des Milieus, die das Milieu des Kindes beherrschen und die Einflüsse der Aussenwelt vermitteln. Andererseits können sie Einschränkungen der angelegten Tendenzen um einer sinnbestimmten Leistung willen bewirken.

Die Familie selbst, der Hauptort der Einwirkung, tritt in den verschiedensten Spielarten auf als Familie ohne Vater oder Mutter, mit Stiefmutter, ein oder mehreren Kindern, sodass das engere Milieu des einzelnen Individuums fast durchgängig Besonderheiten aufweist. Der allgemeinste Wert der Familie besteht in ihrer Blutsverbundenheit, auf deren Hintergrund sich geistige und seelische Kräfte entfalten können. Trotz Rivalität, Eifersucht, etc. fühlt sich das Kind in dieser Gebundenheit geborgen, von ihr erhält es die weitgehendsten Einflüsse in jeder Hinsicht.

Für die Abwägung der Wirkung von Milieu und Anlage gilt, dass das Milieu seine Bedeutung hat für die Zeit der Weckung, für die zeitliche Abgrenzung der einzlnen Stadien: „aber was es damit genetisch leistet, ist eben doch nichts anderes, als den autogen fundierten Entwicklungsprozess formal zu gestalten." (W. Popp, „Milieu und Selbstbestimmung" p. 61.)

I. Hauptteil: Das Säuglingsalter.

I. Die Kategorien „Fremd — Vertraut".

1. *Die Hinwendung zum Objekt.*

Wie schon früher angedeutet, sind die einzelnen Funktionen des kindlichen Seelenlebens im 1. Lebensjahr so eng miteinander verflochten, dass es nicht möglich ist, die Entwicklung des emotionalen Lebens isoliert zu verfolgen. So ist notwendige Vorbedingung zur Reaktion auf die Umgebung die Entwicklung der Sinnesfunktionen und der geistigen Fähigkeiten; und zwar speziell die der elementaren Urteilstätigkeit in dem allerweitesten Sinne der Auffassung und Deutung von Sinneseindrücken, der räumlichen Orientierung,

sowie der Unterscheidung der Menschen nach bestimmten Merkmalen.

Ebenso wie die ersten Lust-Unlusterlebnisse gesamtheitlicher, ungeformter Natur sind, wird die Aussenwelt vom Säugling sicher nicht dinglich gegliedert erlebt. Auch hier entscheidet das Ganze, nicht das Einzelne.[1]) Da die Gesamtqualität für das Kind (wie für das Tier) bestimmend ist, die einzelnen Teilqualitäten aber zunächst noch gar nicht aufgefasst werden, so verändert jede Teiländerung im Erleben des Kindes auch die Gesamtqualität. „Nur geringe Ortsveränderung von Gegenständen, deren Lage im Raume das Verhalten der Tiere, insbesondere ihre Flugrichtung, bestimmte, genügt, um die Tiere in grosse Verwirrung zu bringen."[2])

Zum Zustandekommen intentionaler Beziehungen ist eine Gedächtnisarbeit notwendig, ohne die ein Sinneseindruck nicht gedeutet und objektiviert werden kann. Gedächtnisleistungen lassen sich aber nicht vor dem Ende des ersten Vierteljahres beobachten.

Erst die Greifbewegungen im 4.—5. Monat lassen die Vermutung psychischer Intentionalität zu. Auf das passive Aufsichwirkenlassen von Eindrücken folgt das aktive Reagieren, das Greifen und Betasten von bestimmten gemeinten Gegenständen. Greifbewegungen liegt ein primitiver Denkakt zugrunde: die Erinnerung an eine schon einmal erlebte Freude, die das Kind an einem Gegenstand erfuhr, führt zum bewussten Versuch, diesen Gegenstand wieder zu erhalten. In dem Denken, das dem aktiven Greifen vorausgeht, liegt deutlich die transsubjektive Beziehung.

Die Entwicklung der kindlichen Intentionalität als solche ist jedoch in diesem Zusammenhang nicht so wichtig, wie die Erwägung, welcher Art die Eindrücke der Aussenwelt sind, die als erste in das Bewusstsein des Kindes gelangen.

Emotion und Vorstellungsseite bilden im kindlichen Bewusstsein eine ungetrennte Einheit. Aus dieser Eigenart heraus nimmt das Kind aus der Welt nur das auf, was ihm von Wert ist, was zu

---

[1]) vgl. hierzu H. Volkelt „Vorstellungen der Tiere" (Berlin-Leipzig 1914) der von der Angepasstheit und Unangepasstheit der tierischen Handlungen an vital bedeutsame Situationen aus die gesamtheitliche Natur der tierischen Wahrnehmung betont.

[2]) H. Volkelt a. a. O. S. 24.

ihm passt, es gestaltet die Welt um.[1]) Ein Teil der Welt hebt sich in der kindlichen Wahrnehmung als ungegliedertes diffuses Gebilde, „Komplexqualität" (Volkelt) heraus aus der übrigen indifferenten Aussenwelt; „Das Ursprüngliche ist die Struktur: Qualität gegen gleichförmigen Grund. Die Welt ist nicht bunt, sondern monoton." (Koffka a. a. O. p. 104.)

Die Selektion oder Bevorzugung bestimmter Eindrücke vor anderen vollzieht sich anscheinend nach 2 Gesichtspunkten: dem der Triebe und der intentionalen Regungen.

a) Triebbewegung. Wie jedes menschliche und tierische Individuum ist das Kind seinem „Bauplan" (Uexküll) entsprechend der Umwelt angepasst. Die Ausstattung mit Trieben verhilft ihm dazu, diejenigen Reize aus der Umgebung aufzunehmen, die seinen speziellen Bedürfnissen entsprechen, die „nach dem Bauplan geeignet sind, bemerkt zu werden." (Uexküll a. a. O. p. 59.) Zunächst treten diejenigen Objekte als Wahrnehmungsgebilde in das Bewusstsein des Kindes, die für seine körperliche Entwicklung Lebenswichtigkeit besitzen: also nicht beliebige, vielleicht besonders auffallende Gegenstände und Farben, sondern die Mutterbrust, das Etwas, an dem der Hunger gestillt wird, und das deshalb mehr oder weniger bewusst angenehme Empfindungen weckt. Das vitale Ich der Triebregungen bestimmt eine ganz spezifische Art der Wirklichkeitserfassung, die dem Triebsystem angepasst ist.

Die Bedeutung der gesamten Lusterlebnisse für die Gefühlsentwicklung des Kindes liegt offenbar auf zwei Gebieten:

I. Jede Triebbefriedigung ruft beim Säugling den Zustand vitalen Wohlbehagens hervor, eine heitere Stimmung, in der das Kind erst fähig wird, die Geschehnisse der Aussenwelt in sich aufzunehmen.

Die Lust des Sattseins und die Seligkeit in der Tätigkeit — das sind die rein äusseren Vorbedingungen für die Aufnahmefähigkeit in intellektueller wie in emotionaler Hinsicht. Die Entwicklungshemmungen, die durch die mangelhafte Sorge für die ersten Be-

[1]) „Die praktische Welt... trägt bereits das Gesicht, das Antlitz, die Wertstruktur der „Gesinnung" des Trägers dieses Wollens". „Alles primäre Verhalten zur Weit überhaupt... ist eben nicht ein „vorstelliges", ein Verhalten des Wahrnehmens, sondern immer gleichzeitig, ja... primär ein emotionales und wertnehmendes" (M. Scheler „Formal. in d. Ethik" S. 134, 200).

dürfnisse schon beim Säugling auftreten, schildert H. Hetzer. (A. a. O.)

Die Lusterlebnisse selbst sind ihrem Wesen nach blosse Zuständlichkeiten des Subjekts. Es fehlt ihnen der intentionale Charakter, der die höheren Funktionen auszeichnet. Aber sie sind die Grundströmungen im Ganzen des Gefühlslebens, die Grundlagen, auf denen sich affektive Stellungnahmen aufbauen können. Sinnesempfindungen und damit zusammenhängend sinnliche Gefühle „setzen die Maschine des geistigen Lebens in Gang". (Stumpf a. a. O.)

II. Das Gefühl der Lust an einem Gegenstand oder einer Person ist nicht selbst Liebe. Das Hinstreben zu den Objekten des Begehrens hat mehr den Charakter eines passiven Getriebenwerdens ohne aktuelle positive Regung der Sympathie zu diesen Objekten. Aber es kann in der Entwicklung des Kindes zur Liebe werden: dann liebt das Kind das, was ihm Lust bereitet. Die Lusterlebnisse, die sich an ein für das Kind zuerst noch beliebiges Objekt knüpfen, können die Gelegeheit, der Ansatzpunkt sein, an dem das Liebesbedürfnis des Kindes geweckt und von dem es in bestimmte Richtung gelenkt wird. Die Bindung, die der Erwachsene zwischen sich und dem Kind herstellt durch die Sorge für dessen körperliche Bedürfnisse, kann die Grundlage sein für alle Sympathie, mit der das Kind sich diesem zuwendet.[1])

Dadurch wird die Gefühlsbeziehung des Säuglings zu seiner Umgebung so schwer verständlich, dass sie sich in ungegliederter Totalität ausspricht. Wir wissen nicht, wieweit die ersten Lusterlebnisse schon Sympathieregungen für den Gegenstand der Lust einschliessen, ob das Lächeln des Säuglings einem Menschen gilt oder der Nahrung, die ihm von diesem geboten wird. Für den Säugling selbst ist sicher noch beides — Lusterlebnis und Sympathie — zumindesten in den ersten 4 Monaten dasselbe; das eine undifferenzierte Erleben lässt sich

[1]) „Das Brot, das mein Kind aus meiner Hand isst, bildet sein Kindergefühl aus, und nicht sein Staunen über meine Nachtwachen und meine Sorgen für seine späteren Jahre." (H. Pestalozzi „Abendstunde eines Einsiedlers" S. 295 Ges. W. I Berlin-Leipzig 1927.

nicht in Primäres und Sekundäres zerlegen. — Alles Leben, soweit es in Triebhandlungen und triebbestimmten Neigungen vorhanden ist, spielt sich in der biologischen Zone des Körperichs ab, und ist deshalb unreflektiert und unmotiviert.

Ob bei den allerersten primitivsten Situationen der Lust-Unlust auch nur ein dumpfes sie begleitendes Bewusstsein angenommen werden darf, scheint sehr fraglich; richtiger ist es wohl, diese ersten Reaktionen als rein reflex- und triebmässige anzusehen. Doch ändert sich dieses Verhalten, in dem das Kind noch ganz dem jungen Tier gleicht, schon nach den ersten 2—3 Lebenswochen. Von diesem Zeitpunkt ab sind die Reaktionen des Kindes auf Umweltreize nicht mehr eindeutig durch Lust-Unlustbestimmtheit charakterisierbar. Es lässt sich nun im Verhalten des Säuglings eine Art Empfänglichkeit für die Umgebung beobachten. Eine bestimmte Art des Reagierens auf sie setzt ein, eine neue Beziehung zu ihr, die die Triebbefriedigung zwar äusserlich voraussetzt, aber nicht innerlich durch sie bedingt ist.

b) Intentionale Regungen. Bereits am Ende des ersten Lebensmonats lässt sich ein ausgesprochenes Interesse an menschlichen Gesichtern beobachten. Scupins bemerkten schon in der dritten Woche, dass sich das Schreien des Kindes beruhigte, wenn jemand an sein Bett trat oder es auf den Arm nahm. (I, S. 2.) Nach Ch. Bühler stellt noch vorher den ersten Kontakt die menschliche Stimme her; Zusprechen beruhigt das Kind. 'Andererseits schreit das Kind häufig, wenn der Betreffende das Zimmer verlässt.

Das beweist, dass schon im frühesten Alter anders auf die blosse Anwesenheit eines Menschen reagiert wird als auf die eines beliebigen Gegenstandes, auf die menschliche Stimme anders als auf beliebige Geräusche. Es scheint sonderbar, dass das Kind starken einfachen Reizen gegenüber, wie es bewegungslose grosse Gegenstände sind, vollkommen stumpf bleibt, während es viel kompliziertere Reize — das Gesicht des sich bewegenden Menschen — in sich aufzunehmen vermag und sinnvoll auf sie reagiert. Das weist wiederum hin auf eine im Kinde angelegte psychische Ergänzungsbedürftigkeit, die es von vornherein auf die lebende Umgebung stärker hingeordnet sein lässt als auf die ding-

liche. Ob auch die Scheidung in Ich und Du in irgend einer Form schon im Kind angelegt ist und zum Erlebnis ihrer Evidenz nur eine gewisse Latenzzeit notwendig ist, oder ob sie erworben wird, muss offen bleiben. Es scheint aber beinahe so, als erwarte das Kind das „Angesprochenwerden". Es ist ein ursprüngliches Verlangen nach Kontakt, nach Verbundenheit, das zur Wahrnehmung der Umgebung führt, früher als zur Wahrnehmung des eigenen Selbst. Es findet also auch hier eine Selektion der Umgebungsreize statt, eine Bevorzugung derjenigen Eindrücke, durch die die seelische Verbindung des Kindes mit der menschlichen Umgebung gesichert wird. „Von der menschlichen Umgebung geht schon eine spezifische Kontaktwirkung aus. Das Kind ist also schon vom 2. Monat an sozial empfänglich."[1])

Entscheidend ist, dass die Grundlage jeder Wahrnehmung nicht beliebige, dem Bewusstsein gegebene Empfindungsgehalte sind, sondern dass es ohne ein praeformiertes Interesse, Werthalten, überhaupt keine Vorstellung oder Wahrnehmung geben kann. Auf diesen primärsten Akten des Werthaltens — die beim Kind naturgemäss unbewusst funktionieren — bauen erst sekundär die intellektuellen Tätigkeiten: Urteil, Wahrnehmung, Erinnerung etc. auf.

Sicher ist: in diesem Alter macht das Kind noch keinen Unterschied zwischen den einzelnen Personen der Umgebung, es erkennt im 2. Monat noch niemand wieder, es lächelt jedem, der sich um es kümmert, zu. Das qualitativ Neue gegenüber den Lusterlebnissen liegt darin, dass der Mensch hier nicht blosses Mittel zum Zweck — zur Stillung des Hungers — ist, sondern dem Kind schon an sich einen Wert bedeutet. Keineswegs wendet sich das Kind diesem Wert mit aktueller liebevoller Gesinnung zu, das Hinstreben zu Menschen überhaupt hat in den ersten Monaten mehr den Charakter der im Kinde angelegten Tendenz auf ein Du hin, die sich in ihm ohne begleitendes Bewusstsein auswirkt. Sicher nicht liegt im Schreien des alleingelassenen Kindes schon ein ahnendes Gefühl seiner Isoliertheit; eher beginnende Herrschsucht, zu der die Asso-

[1]) Ch. Bühler „Soziologische und psychol. Studien über das erste Lebensjahr" Quellen und Studien z. Jgdk. Heft 5 Jena 1927 S. 38.

ziation zwischen Schreien und der angenehmen Gesellschaft eines Menschen geführt hat.

Sehr bald wird die Wahrnehmung klarer, ausgebildeter: das Kind erfasst nicht nur Gesichter im allgemeinen, sondern auch ihren jeweiligen Ausdruck,[1]) ebenso die Bedeutung des Stimmtons. Das ist daraus zu schliessen, dass das Kind jetzt — im 3. Monat — den Ausdruck eines Gesichts reflektiert. Scupins Sohn erkannte im 3. Monat deutlich, ob man freundlich zu ihm war, oder mit ihm schalt: „im letzteren Falle schaut er den Betreffenden ernst, fast furchtsam an und verzieht nicht selten den Mund zum Weinen". (I, S. 59.) Dasselbe beobachtete Miss Shinn bei ihrer Nichte schon am Ende des 2. Monats.[2]) Gleiches Verständnis für Ausdruck — in diesem Fall den Ausdruck eines plötzlichen Schrecks — fand W. Köhler bei Schimpansen.[3])

Der Säugling wird also durch den Ausdruck in seinem Verhalten beeinflusst. Er lächelt einem freundlich lächelnden Gesicht zu, er weint, wenn er andere weinen sieht. Das Verständnis für Ausdruck, für die Stimmung der Umgebung, entwickelt sich zeitlich früher als das Wissen um die eigenen Ausdrucksbewegungen. Phaenomenologisch ist dem Kind die Struktur „freundliches Gesicht" gegeben, nicht „irgendwelche Verteilung von Hell und Dunkel". (Koffka.) Ebenso wird das Kind durch den Stimmungsgehalt von Worten zu sinnvollen Reaktionen veranlasst, ohne den wirklichen Inhalt des Gesprochenen zu begreifen.

Das Mitlachen, Mitweinen des Säuglings ist weder im Mitgefühl mit fremder Freude oder Trauer begründet, noch in der Einfühlung in die fremde Seelenstimmung. Was hier vorliegt, ist das Phaenomen der blossen Gefühlsansteckung, der „Mitahmung" fremder Affekte, ohne echtes Verständnis für die Ursache dieser Affekte. Im Säugling entsteht ein reales Leid, der gleiche Gefühls-

[1]) „Primär ist alles überhaupt Gegebene Ausdruck." M. Scheler „Wesen und Formen der Sympathie" S. 275.

[2]) Nach H. Hetzer lernt das ungepflegte Kind, um das sich seine Angehörigen selten kümmern, auch später zwischen Schelten und freundlichem Zuspruch, zwischen freundlichem und erzürntem Gesicht unterscheiden. (Kindh. u. Arm. S. 26.)

[3]) W. Köhler „Nachweis einfacher Strukturfunktionen beim Schimpansen und beim Haushuhn" (Sitz.ber. d. preuss. Akad. d. Wiss. math.-phys. Klasse 1918 Nr. 2.)

zustand wie der ihn hervorrufende Zustand des Anderen. Dieses Leid ist ihm aber nicht als fremdes Leid gegeben (wie beim Phaenomen des Mitleids) sondern ursprünglich als eigenes Leid, nicht emotional, sondern nur kausal durch das fremde bedingt. Gleichwohl ist in der Gefühlsansteckung die Vorform des Verstehens, der Gemütskontakt, angebahnt, der die Verbindung zwischen dem Kind und seiner Umgebung festigt. Es ist ein neuer Schritt in dem Prozess der Hinwendung zum Objekt. Schon in dieser Zeit ist der Einfluss der Umgebung massgebend für die Weiterentwicklung. Das Kind, das nur unfreundlichen Gesichtern, drohenden Stimmtönen begegnet, lebt nicht in der ruhigen und glücklichen Stimmung, die seinem Gedeihen notwendig ist.

Fast gleichzeitig mit der Deutung des Ausdrucks erfolgt die Unterscheidung der das Kind umgebenden Menschen in solche mit Bekanntheitsqualität und solche ohne diese; es ist die Vorstufe zum exakten Wiedererkennen.

„Im 2. Vierteljahr wird bekannten Gesichtern schon auf 3 m Entfernung zugelacht, fremde Personen werden bereits als solche erkannt und mit ernsthaftem erstauntem Blick betrachtet, selten gelingt es ihnen, das sonst so heitere Kind zum Lachen zu bringen. Meist lächelt es verschämt mit geneigtem Kopf, doch lässt es sich geduldig von jedem Fremden auf den Arm nehmen." (Scupin A. a. O. S. 12.)

Die Scheidung in Bekannt und Unbekannt muss man sich wohl so vorstellen, dass das Kind nicht zuerst das Bekannte als bekannt erfasst, sondern das Unbekannte in seinem Abgehobensein vom Bekannten (vgl. Preyer, Seele d. K. p. 230).

2. *Die affektiven Stellungnahmen.*

Das einzige Kriterium für ein tatsächliches Wiedererkennen ist die Aeusserung eines Affekts, der sich auf eine ganz primitive Beurteilung eines Sachverhalts gründet. Zum Wiedererkennen ist notwendige Vorbedingung:

1. Der erste Eindruck eines Gegenstandes muss gefühlsbetont gewesen sein; nur das wird wiedererkannt, was schon vorher mit dem Akzent der Bekanntheit versehen war.

2. Es müssen schon gewisse Erinnerungsspuren im Kinde vorhanden sein, derart, dass durch Sinnesreize Gedächtnisbilder früherer Eindrücke hervorgerufen werden und nach ihrer Aehnlichkeit oder Identität „beurteilt" werden. Der Säugling verarbeitet von einem bestimmten Alter an gewisse Eindrücke — bis zu 2 Monaten ist er zu diesem „Lernen" noch nicht fähig — die sich ihm bei häufiger Wiederholung einprägen.

Das Zustandekommen affektiver Stellungnahmen setzt also schon eine beginnende geistige Entwicklung voraus. Affektgefärbt sind die ersten Greifbewegungen, die in innerem Zusammenhang mit dem Wiedererkennen stehen: das Wiedererkennen ist gewissermassen ein „Ergreifen" des als bekannt beurteilten Menschen.

Nicht der Gegenstand „Mensch" als solcher mit allen oder einigen seiner dinglichen Eigenschaften wird vom Kind wiedererkannt, sondern der emotional gefärbte Gesamtzustand tritt als Erinnerungsbild im Gedächtnis auf. Den Beweis für das gesamtheitliche Wiedererkennen gibt der umgekehrte Fall: das Nichtwiedererkennen eines sonst bekannten Menschen in etwas verändertem Zustand.

Der erste Mensch, der wiedererkannt wird, ist derjenige, der sich am meisten mit dem Kind beschäftigt, dann folgen die Menschen der Umgebung überhaupt, zuletzt seltener gesehene Personen, deren Anblick für das Kind mit sehr starkem Gefühlsakzent versehen war.[1]) Das Wiedererkennen der Mutter kann schon im 5. Monat auftreten:

„Seine Mutter bemerkt er am 135. Tage aus 2 m Entfernung. Er lacht lebhaft und stösst Freudentöne aus, als er sie sich zu Tisch setzen sieht." (H. Queck-Wilker a. a. O. S. 20.)

Mit 6—7 Monaten sind auch die übrigen, nicht so häufig gesehenen Personen der Umgebung identifiziert.

Nach einer Latenzzeit setzt das Wiedererkennen nicht spontan ein, es ergibt sich ein eigenartiger Uebergang von Fremdheitsgefühl zum Erkennen, ein für das Kind unbehagliches Zwischenstadium. Es stutzt und scheint im Moment wirklich eine Gedächtnisleistung

[1]) Nach Cl. u. W. Stern sind die Latenzzeiten im 5. Monat 24 Stunden, mit 1,2 schon 2 Wochen. Im 2. Halbjahr entwickelt sich die Fähigkeit, Personen auch nach einer Trennung von Tagen wiederzuerkennen. (Monographien über die seelische Entwicklung des Kindes II, 1909.

zu vollbringen; danach ist der Affekt des endlichen Wiedererkennens besonders stark.

Wie die Gefühle der Bekanntheit und Fremdheit in enger Korrelation stehen, sodass das eine ohne das andere nicht möglich wäre, so ist erst mit dem Auftreten des Wiedererkennens die Möglichkeit der Furcht wesensmässig gegeben. Wie das Wiedererkennen setzt sie eine gewisse geistige Reife voraus, ohne die das Kind keine Ahnung von einer Gefahr haben könnte. Das Wiedererkennen war eine Leistung, die sich auf das Bemerken von Erscheinungen und ihren Verhältnissen aufbaute, die Identifizierung eines Sinneseindrucks mit einem früheren, schon bekannt gewordenen. Den gleichen Denkprozess macht das Kind durch bei der Erscheinung eines Unbekannten, nur dass das Resultat nicht die Identifizierung, sondern das Bewusstsein des Fremden, Unbekannten, deshalb Gefährlichen, ist. Und zwar ist Furcht überhaupt nicht denkbar ohne ein vorausgegangenes Wiedererkennen bekannter Personen, sie ist die Reaktion auf Menschen, die sich durch elementare Beurteilung von dem endgültig als identisch und vertraut Erfassten abheben. Die Menschen, die früher dem Kind ausnahmslos „wertvoll" waren, scheiden sich nun nach ihrem Vertrautheitsgrad — wie aus seinem Verhalten zu schliessen ist. Die Furcht ist ein Affekt, der wie das Wiedererkennen in der Aufmerksamkeit auf ein bestimmtes Objekt gegründet ist. Voraussetzung ist für diese wie für jenes die Intentionalität. Der erste Furchtaffekt knüpft sich augenscheinlich nicht an einen beliebigen Fremdheitseindruck, sondern an das Erlebnis des Gewohnten in neuer Form. Das hängt zusammen mit der schon früher erwähnten Eigenart der kindlichen Wahrnehmung, in der eine Teiländerung die Veränderung des Ganzen bewirkt.

Dem Säugling erscheint der vertraute Anblick der Mutter unheimlich in ungewohnter Kleidung, mit Hut etc. Es ist anzunehmen, dass das Kind die Mutter in veränderter Kleidung nicht für völlig fremd hält, sondern dass zwei Erlebnisse in ihm widerstreiten: das Gefühl der Vertrautheit, ausgehend von Stimme, Blick, Geruch, und das Bewusstsein des Fremden, Niegesehenen, bewirkt durch eine äussere Veränderung an der Mutter. Dieses unbegreifliche

Nebeneinander macht alle Erfahrungen, die das Kind mühsam bis dahin erworben hatte, zunichte.

Fast gleichzeitig taucht auch der Furchtaffekt vor dem vollständig Neuen auf, das in Relation zum Kind tritt, als Furcht vor lauten Stimmen, vor mechanisch laufendem Spielzeug, ungewohnten Geräuschen, dunkel gekleideten Personen etc.

Das Auftreten von Furchtaffekten ist im Zusammenhang der vorliegenden Untersuchung deshalb so bedeutsam, weil in ihnen ein Ansatzpunkt für neue, positive Beziehungen zur Umwelt liegt. Schon die Aeusserungen der Furcht, lautes Schreien, Weinen, Abwehrbewegungen, haben den Zweck, die Aufmerksamkeit der bekannten Umgebung zu wecken. In ihnen drückt sich das Schutzsuchen beim Bekannten, Vertrauten aus, das zuerst wohl kaum mehr ist als die Kehrseite der Furcht.

Stärker noch als in der Furcht prägt sich in der Angst ein Bewusstwerden der eigenen Hilflosigkeit aus. In dem ängstlichen Schutzsuchen liegt wohl schon die erste Einsicht in den geringen Machtbereich der eigenen Kräfte gegenüber denen der Umgebung.

„Das kleine Kind auf dem Arm der Mutter wendet sich, wenn ein beängstigender Eindruck kommt, wie schutzsuchend der Mutter zu. Vom sicheren Port der mütterlichen Liebe hat es seine Blicke neugierig auf die fremde Aussenwelt gerichtet. Eine leichte, scheinbare Drohung genügt, es wieder zurück in den Hafen dieser Liebe und Zärtlichkeit zurückzuscheuchen. Hier ist Liebe Gegengift gegen Angst." (E. Goldbeck „Die Welt des Knaben" Berlin o. J. S. 137.)

Die Hilflosigkeit, die das Kind auf andere angewiesen sein lässt, begegnet dem Hilfsvermögen, der Hilfsbereitschaft des Erwachsenen, vor allem der Mutter. In ihrer Gegenwart findet das Kind in vollem Masse Sicherheit, und in gleichem Masse fühlt es sich geborgen. Angst schlägt um in ihren Gegenpol, das Geborgenheitsgefühl.

Vielleicht darf man im Geborgenheitsgefühl schon eine ahnungsartige Vorform des Vertrauens sehen, das erst im späteren Alter bewusstes Erleben wird. Die Grundlage des Vertrauens ist jedenfalls vorhanden: das dunkle Gefühl dafür, dass ein bestimmter Mensch imstande ist, alles Gefährliche aus dem Weg zu schaffen, Ruhe,

Sicherheit und Befriedigung der körperlichen Bedürfnisse zu geben.

Aus der Furcht vor dem Neuen und ihrer Ueberwindung durch das Geborgenheitsgefühl beim Vertrauten erwachsen nun im Kind zwei verschiedenartige Haltungen, die beide schon hinüberweisen in die Phase der Entwicklung, in der das Kind gegenüber dem bisherigen blossen Reagieren auf gebotene Eindrücke in gewissem Sinn wählend Stellung nimmt zu den einzelnen Personen der Umgebung, sie bevorzugt oder ablehnt, in der man also schon von persönlicher Sympathie und Antipathie sprechen kann. Die Voraussetzungen innerhalb der geistigen Entwicklung des Kindes sind in dieser Zeit fast vollkommen gegeben; das Kind versteht die Aufforderungen, die Gebärden des Erwachsenen.

1. Aus dem Gefühl der Geborgenheit heraus schwindet die Furcht vor dem Fremden, die Neophobie, im 9.—10. Monat immer mehr, ebenso neutralisiert sich der Affekt beim Anblick des Bekannten. Die Entwicklung nimmt nach und nach sogar den Verlauf, dass Unbekanntes, weil unbekannt, neu, stärker anzieht als Altgewohntes.

Die blosse Empfänglichkeit für äussere Eindrücke geht über in den aktiven Drang, die Aussenwelt in sich aufzunehmen.

Es ist der gleiche Forschungstrieb, der im Lauf der Zeit zu unaufhörlichen Fragen nach Namen und Art der Dinge führt.

2. Furcht bleibt immer im Kind als ein letzten Endes nicht rational fassbares Urphaenomen. Aber sie schlägt nun eine andere Richtung ein, sie wechselt über in andere Gefühlsregionen, erhält andere Motivierungen. Nicht mehr etwas neu Eintretendes wird als gefährlich gefürchtet, sondern das Vermissen und Suchen der vertrauten Menschen bringt Angst. Das Entbehren des vertrauten Menschen schlägt in Angst um, die sich in Schreien äussert:

„Ein Kind spielt wie in sich versunken mit seinen sieben Sachen, schwabbelt vielleicht allerlei vor sich hin, während die Mutter ebenso still irgendwo im Zimmer beschäftigt ist, ohne von dem Kinde Notiz zu nehmen. Es ist alles ruhig und schön, auch ohne erkennbares Hin und Her, wie das bei der grossen Liebe so zu sein pflegt. Dann verlässt die Mutter das Zimmer, und wenige Minuten später ertönt ein ängstliches Wehgeschrei. Diese kleine Einsamkeit genügt schon, um Aengste auszulösen." (E. Goldbeck a. a. O. S. 137.)

Der qualitative Fortschritt in der Gefühlsentwicklung des Kindes zeigt sich am deutlichsten, wenn man die Bedeutung des Schreiens bei dem 2 Monate und dem 9 Monate alten Kind vergleicht. Das Kind von 2 Monaten schrie beim Alleinsein aus Langeweile, es bedurfte irgendeines Etwas, das mit ihm spielte, ihm Gesellschaft brachte. Jetzt kann nicht mehr ein beliebiger Mensch befriedigen. Das Kind weint nicht nur, weil es allein ist, sondern weil es den Menschen vermisst, bei dem es sich sicher fühlte, nicht aus Langeweile, sondern weil es die Zärtlichkeit dieses Einen entbehrt. Damit ist schon zweierlei angedeutet:

a) Die liebevolle Sorge der Umgebung für das Kind weckt in diesem das schlummernde Zärtlichkeitsbedürfnis, das nicht Ausdruck sachlicher Beziehungen ist, sondern aus dem Kind zu dem ihm wertvollen Menschen hindrängt. Jetzt gibt es, vom Kind ausgehend, unverkennbar Verlangen nach Zärtlichkeit. Andererseits sucht es mit eigenen spontan gewählten Mitteln den körperlichen Kontakt zwischen sich und dem Menschen, zu dem es sich hingezogen fühlt, herzustellen.

b) Wie alle Gefühle des Kindes kündigt sich das Auftreten von Sympathie an durch ihren negativen Ausdruck, das Vermissen; in dieser Form wird sie dem Kind wohl zuerst zum bewussten Erleben, (vorher ist sie jedenfalls nicht zu beobachten). Damit ist die „Objektfindung" endgültig gelungen, in dem Sinne, dass das Kind in seiner psychischen Ergänzungsbedürftigkeit aus der Reihe bekannter oder allgemein indifferenter Menschen einen bestimmten in seinem Fühlen heraushebt und mit spezifischer Wertqualität ausstattet. Das bedeutet: Vermissen und seine positive Form, Sympathie, gibt es erst auf einer Entwicklungsstufe, die fähig ist, eine Wahl zu vollziehen.[1])

Die neue Stufe ist erreicht in dem ersten positiven Hinstreben zu dem Menschen, dem sich das

[1]) Ch. Bühler stellt im Zusammenhang mit „Zielsetzung und Leistung des Kindes" („Kindheit und Jugend" Leipzig 1928 S. 81) fest, dass das 3—5 Monatskind sich auf das Schauen beschränkt, das 5—7 Monatskind sofort das erste Spielding, auf das sein Blick fällt, ergreift, im 8.—9. Monat aber schon Wahlsituationen begreift und danach handelt.

Kind durch psychisch-persönliche Bindung nahe fühlt:

11. Monat: „Zum ersten Male wurde bemerkt, dass der Knabe von anderen weg zur Mutter verlangte. Jedesmal, wenn sie in seine Nähe kam, streckte er ihr in recht eigensinnigem Tonfall wimmernd die Arme entgegen. Ihr Hinausgehen aus dem Zimmer vermerkte er recht übel, selbst wenn der Vater bei ihm bleibt." (Scupin a. a. O. S. 41.)

Hat die Wahl aber stattgefunden, so erwacht das Bedürfnis des Kindes, sich seinen „Liebesbezirk" zu erhalten und wirkt jahrelang als treibende Kraft im Verhalten des Kindes fort. Schon das kleine Kind fühlt, wie gering sein Geltungsbereich gegenüber dem des Erwachsenen ist, und wie er ständig bedrängt wird durch das Gehen und Kommen der vertrauten Menschen, denen es nicht ohne weiteres folgen kann, und deren Handlungen es nur zum geringsten Teil versteht. Es wird nun seine Aufgabe, selbsttätig seinen Geltungsbereich zu erweitern.

Es bleibt natürlich nicht bei der Hinneigung zu einem einzigen Menschen. Fast gleichzeitig tritt das Kind auch zu den anderen Personen der Umgebung in ein Verhältnis, das je nach Art und Gesinnung des Erwachsenen seine individuelle Gefühlstönung erhält. Aber diese individuell gerichtete und gemeinte Sympathie muss sich zuerst an einem Einzelobjekt fixieren, und es ist wichtig und notwendig, dass sich ein solches Objekt in der Umgebung des Kindes findet. Naturgemäss ist der Gegenstand erster individueller Sympathie die Mutter oder derjenige Mensch, der die mütterlichen Funktionen übernimmt. Neben der Sympathie gewinnt Antipathie in der Seele des Kindes ihre Bedeutung. Wenn nun in der Folgezeit ein Fremder mit deutlicher Abwehr empfangen wird, so ist nicht notwendig Furcht vor dem Unbekannten Motiv, sondern häufig unverkennbar Abneigung.

Die persönliche Sympathie, die das Ende des Säuglingsalters kennzeichnet, ist individualisierend, ihr Objekt nicht mehr beliebig auswechselbar. Aber wie das Kind selbst keine überpsychophysische Wertpersönlichkeit ist, nur in seinem Leibbewusstsein lebt und in ihm aufgeht, so weiss es auch nichts von der geistigen Individualität dieser einen Person. Es erfasst nur die leib-seelische Wirk-

lichkeit des Objekts, und auch diese nur, soweit sie zu ihm in Beziehung steht. Das Kind lebt ganz in der vital-seelischen Zone und ihren Wertverhalten, aber es kennt sich nicht in seiner seelischen Begrenztheit und Isoliertheit. Sein Körper ist ihm schon ein Ding für sich, geschieden von der übrigen Aussenwelt, ebenso sind ihm wohl auch die Körper der sympathischen Menschen in ihrer Einheitlichkeit, ihrem körperlichen „Nichtichsein" bewusst. Anders aber ist es mit den seelischen Erlebnissen. Das Kind selbst ahnt nichts von seiner Seele, es steht sich noch nicht betrachtend gegenüber. Seelische Erlebnisse sind schon im Säuglingsalter gegeben, aber zu welchem Ich diese Erlebnisse gehören, ob zu seinem eigenen Ich oder zu einem Fremdich, ist dem Kind nicht bewusst. „Ein in Hinsicht auf Ich—Du indifferenter Strom der Erlebnisse fliesst „zunächst" dahin, der faktisch Eigenes und Fremdes ungeschieden und ineinandergemischt enthält" (Scheler „Wesen u. F. d. S." S. 284).

Das bedeutet für die Wesensart der ersten individuellen Sympathie: das leibliche Objekt der Sympathie ist dem Kind gegenübergestellt als ein von ihm Getrenntes, nicht mit ihm Verbundenes. Die Werterlebnisse seelischer Qualität aber, die in der liebenden Subjekt-Objektbeziehung hin- und herschwingen, sind dem Kind einfach gegeben, ohne dass es sie sich oder dem Objekt zuordnen könnte. Die körperliche Unverbundenheit der Welt hat das Kind im Lauf des ersten Jahres gelernt, nicht aber die Zuordnung der seelischen Erlebnisse zu einzelnen leib-seelischen Individuen. Das Wesen der individualisierenden Sympathie ist ein seelisches Einssein des Kindes mit den Objekten — oder der Objekte mit ihm. Die Festlegung auf ein bestimmtes Objekt bedeutet nicht, dass dieses Objekt in seiner Einzigartigkeit erkannt und geliebt würde, sondern nur, dass in dieser Beziehung Objekt—Kind die meisten Wertverhalte verwirklicht werden.

Einssein ist diese Sympathie noch in anderem Sinne. Die Gefühlsbeziehung des Kindes ist Liebe, denn sie ist ganz auf ihren Gegenstand gerichtet und entwickelt aus sich heraus immer neue Wertgehalte; sie ist seelische Liebe, geweckt durch seelische Werterlebnisse in der Beziehung zur Umgebung. Aber man kann das

Wesen dieser Gerichtetheit nicht exakt formulieren als Einsfühlung Verehrung, Zuneigung etc. Nur die Intensität der Gefühlsbindung wechselt je nach dem Objekt, nicht die Qualität. Wir wissen auch nicht, welchen Anteil die Werte der Erhaltung in der Sympathiebeziehung haben. Wir sehen nur das komplexe ungegliederte Ganze einer aus dem Innern hervorquellenden Sympathie, in der keimhaft die verschiedenartigen Werterlebnisse angedeutet sind.

II. Das Verhältnis zu Gleichaltrigen.

Anhangsweise soll das Verhältnis des Kindes im 1. Lebensjahr zu Gleichaltrigen berücksichtigt werden, das praktisch in dieser Zeit kaum eine Rolle spielt. Das Reagieren ist im Grunde das dem Säugling angemessene Verhalten; so fühlt er sich auch mehr zu Erwachsenen hingezogen als zu Gleichaltrigen.

Im ersten Halbjahr gibt es kaum einen anderen als den blossen „Schaukontakt" (Ch. Bühler). Mitschreien, das schon in den ersten Lebenstagen auftritt, ist ein reflektorischer Vorgang ohne psychische Bedeuteng. Im 5.—6. Monat lächeln sich die Kinder an besonders wenn man sie aufeinander aufmerksam macht. Im 2. Halbjahr wird der Kontakt enger, Machtverhältnisse treten im Zusammensein von Kindern in höherem Masse hervor als in der Stellung des Kindes zum Erwachsenen, dem es naturgemäss unterlegen ist.[1]) Das hängt wohl überwiegend zusammen mit der verschieden weit fortgeschrittenen Körperbeherrschung der einzelnen Kinder,[2]) ist aber jedenfalls auch bedingt durch die individuelle Anlage. Passiv und aktiv gerichtete Typen lassen sich schon in dieser Zeit unterscheiden, solche, die selbstzufrieden alles Spielzeug an sich nehmen, das andere Kind wegstossen, und solche, die geduldig alles über sich ergehen lassen.

11. Monat: „Vormittags machte er die Bekanntschaft mit einem kleinen Kind, einem ½ Jahr älteren Mädchen. Während die Kleine ihn gleichmütig anblickte, war das Mienenspiel unseres Jungen ein ausserordentlich lebhaftes: Interesse, Freude, Staunen und eine un-

[1]) Zitiert nach Ch. Bühler „Die ersten sozialen Verhaltensweisen des Kindes im 1. Lebensjahr". Qu. u. St. z. Jugdk. V.

[2]) vgl. Ch. Bühler-L. Spielmann „Die Entwicklung der Körperbeherrschung im 1. Lebensjahr" Zschr. f. Ps. 108, 1928.

beschreibliche Neugier. Als das Mädchen bei seinem Anblick plötzlich „puppe" sagte, ihn also wohl für eine Puppe hielt, erregte ihn die Wahrnehmung, dass sie sprach, in höchstem Grade. Aus Freude darüber, oder vielleicht auch nur, um es ihr gleich zu tun, sprudelte er plötzlich lebhaft einen unverständlichen Wortschwall hervor, erregte sich dabei immer mehr und mit einem jählings jubelnden Aufschrei schlug er ihr ins Gesicht. Es sollte augenscheinlich eine Liebkosung sein . . ." (Scupin a. a. O. S. 44.)

Dass neben den Unter- und Ueberlegenheitsverhältnissen die positive Freude und Zuneigung zu dem Etwas, das ebenso gross und ebenso unbehilflich wie es selbst ist, mitwirkt, und nur in etwas sonderbar anmutenden Handlungen zum Ausdruck kommt, zeigt das Beispiel Scupins.

Wahrscheinlich erfasst das aktive Kind sein gleichaltriges Gegenüber gar nicht immer als Wesen von derselben Qualität, sondern als Spielzeug, das man wie dieses greifen, stossen, herrschermässig behandeln darf. Dies „Despotie" zu nennen, wäre zu hoch gegriffen; zu Despotie gehört immer das Bewusstsein von der eigenen Ueberlegenheit, der Minderwertigkeit des Anderen.

III. Rückblick auf das erste Lebensjahr.

Die Entwicklung des Gefühlslebens im Säuglingsalter führt vom objektlosen Zustand der reinen Triebbefriedigung und ganz unbestimmten gesamtheitlichen Erlebnissen zu immer spezieller gerichteten Reaktionen durch wachsende Empfänglichkeit für äussere Eindrücke und endet schliesslich bei der Wahl des eindeutig bestimmten Objekts. Innerhalb dieser Gesamtentwicklung laufen zwei Entwicklungslinien parallel:

1. Die Linie der Selbsterhaltungstendenzen, die, mit einem Maximum an Wirksamkeit beginnend, im Lauf des ersten Jahres an Bedeutung verliert. Zu ihnen sind die zuständlichen Gefühle der Lust-Unlust zu rechnen, zu deren Wesen das Flüchtige, Bloss-aktuelle gehört, das Beschlossensein im erlebenden Individuum selbst. Die Werte, die in den Zustandsgefühlen erfasst werden, sind die des Angenehmen und Nützlichen; zu ihnen und ihren Trägern gibt es deshalb keine Liebe. Dass sich jedoch auf ihnen Gefühle höherer Art aufbauen können, wurde bereits gezeigt.

Die Schicht der biologischen Zone, zu der sinnliche und vitale zuständliche Gefühle zu rechnen sind, behält auch im späteren Leben als die eigentlich lebenerhaltende ihre Bedeutung bei.

Die psychologischen Theorien, die das Kind absolut egoistisch nennen, scheinen sich auf diese Tendenzen des kindlichen Verhaltens zu stützen. „Das Kind liebt eben zuerst sich selbst und lernt erst später andere lieben, von seinem Ich etwas opfern. Auch die Personen, die es von Anfang an zu lieben scheint, liebt es zuerst darum, weil es sie braucht, sie nicht entbehren kann, also wiederum aus egoistischen Motiven." (S. Freud „Vorl. z. Einf. in d. Psychoanal." 2. Aufl. Wien 1922 S. 207.)

Egoismus setzt ein Ego voraus, auf das alle Werte der Dinge und Menschen bezogen werden können, d. h. mindestens ein geistiges Selbstbewusstsein und das verstandesmässige Bearbeiten von Lebenserfahrungen. Er setzt weiterhin voraus das Wissen um die Konkurrenz der eigenen und der fremden Zwecke und die Entscheidung für die ersteren. All dies ist nicht im ersten Kindheitsstadium gegeben. Das triebhafte Verhalten liegt noch jenseits der Sphaere, in der eine „altruistische Forderung erhoben wird" (Simmel). Weder Ichidentität noch Du-Evidenz sind dem frühkindlichen Bewusstsein aufgegangen. Es befindet sich noch im Zustand jenseits der Dualität von Altruismus und Egoismus.

2. Die Linie der intentionalen Gefühle, die, im 2. Monat erwachend, von der blossen Empfänglichkeit für ein Du sich zur individualisierenden Sympathie entwickeln, und die am Ende des ersten Jahres höhere Bedeutung gegenüber den Trieberlebnissen gewinnen. Es ist ein Prozess der fortschreitenden Individualisierung und Aussonderung, in dem entscheidende Schritte die Scheidungen der zu Beginn durchweg „sympathischen" Umgebung in Bekannt-Unbekannt, Fremd-Vertraut, Sympathisch-Unsympathisch sind. Durch Umwelteinflüsse, durch die verschiedenartigen Beziehungen, die der Erwachsene mit dem Kind eingeht, werden bedeutsame Weckungen vorbereitet.

Schon die Gefühle des Bekannt-Unbekannt, mehr noch die späteren des Sympathisch-Unsympathisch sind Bedeutungsgefühle. Trotz seiner Flüchtigkeit ist das Erleben mit Gehalt beladen, es

erschöpft sich nicht in dem hic et nunc, es intendiert einen Gegenstand. Es sind seelische Werte, die in der Gefühlsbeziehung des Kindes zu Menschen realisiert werden. Das Ziel jeden Verhaltens ist Wertverwirklichung. Nicht aber ist jeder Wert „Lust" oder mit ihr verbunden. „Immer war die Liebe des Kindes zu seinen Eltern ungemein unabhängig von dem Quantum und der Art der erlebten Lustgefühle." (Scheler, a. a. O. p. 223.)

Die Säuglingszeit gibt die Grundlage alles dessen, was im Kind zur Entfaltung drängt, sie trägt den Charakter der Vorbereitung für die späteren Phasen der Entwicklung. Ihren eigenen Sinn erhält die erste Lebensphase dadurch, dass sie die Gefühlsentwicklung bis zu dem Punkt führt, von dem aus eine Zerlegung des in sich ungegliederten Totalgefühls möglich wird. Aus dem diffusen Gefühlskomplex „Sympathie" werden sich in der nächsten Entwicklungsphase die einzelnen Spielarten des Liebens differenzieren.

II. Hauptteil. Die zweite Phase der frühen Kindheit: das 2.—3. Lebensjahr.

I. Der Aufbau der kindlichen Bewusstseinswelt.

Das Verständnis für die emotionalen Funktionen des Kindes ist nicht zu gewinnen aus der Interpretation einzelner Handlungen und Verhaltungsweisen, wenn diese nicht in Zusammenhang mit der Auffassung des Kindes von der „Welt" im allgemeinen gebracht werden.

Die Aussenwelt, deren Umriss für den Erwachsenen eindeutig durch das Schema von Raum und Zeit, wie durch Kategorien, bestimmt ist, wird vom Kind nicht in dieser Organisiertheit erlebt. Seine Welt hat den Charakter der „Episodenhaftigkeit" (Kroh). Die kindliche „Welt" ist also jedenfalls keine geordnete und zusammenhängende, sie entwickelt sich mit dem Kinde.

Charakteristisch für diese dem Kind allmählich zufallende Welt ist ihr dualistischer Grundzug, der sich aus der eigentümlichen Doppelstellung des Kindes als Kind und als Mitglied der Erwachsenenwelt ergibt. Als Kind nimmt es aus der Umgebung nur affekt-

gefärbte Reize auf, das ist seine „Erlebniswirklichkeit". Aber es lebt nicht wie das Tier ausschliesslich in einer Umwelt, die seiner Organisation angepasst ist, nicht nur mit gleichorganisierten Wesen zusammen. Sondern es ist in die Welt der Erwachsenen hineingestellt; es geht nicht nur Beziehungen mit ihr ein und erhält bedeutsame Einflüsse, es strebt auch selbst mit seinem ganzen Sein danach, in jene Welt, die seinem Seelenleben noch verschlossen ist, hineinzugelangen.

Die anders organisierte Umgebung vermittelt dem Kind Reize, die ihm nicht im spezifischen Sinn bedeutsam sind, die ihm also nicht von selbst zur bewussten Wahrnehmung geworden wären: es wird auf Stühle gesetzt, es stösst sich am Tisch, es sieht sich vor einer Tür, vor einem Fenster etc. Alle diese Dinge werden anscheinend ähnlich gesehen wie vom Erwachsenen. Nicht nur, dass das Kind sie als ein körperliches „Sichgegenüber" empfindet, sein Verhalten lässt auch die Annahme zu, als sähe es einen grossen Teil dieser Umgebung in wesentlich derselben Struktur wie wir. Nun aber stösst sich das Kind am Tisch — und sofort ändert sich das Verhalten des Kindes: der Tisch wird geschlagen, gescholten, so als ob er eine lebende Person wäre, die das Kind absichtlich gestossen hätte. Oder die umgekehrte Situation: ein Kind reitet auf einem kleinen Ast, der sein Pferd darstellt, füttert es, spricht mit ihm, geht ganz in diesem Spielen auf. Nun sieht es mit einem Mal, wie im Ofen Feuer gemacht wird — und plötzlich ist das Pferdchen wieder der Ast, der ins Feuer geworfen wird, und über dessen Brennen dasselbe Kind jubelt, das ein paar Minuten vorher sein Pferdchen nicht aus der Hand geben wollte. In allen solchen Situationen fühlt das Kind nicht den Widerspruch in seinem Verhalten: der Tisch ist ihm wirklich einmal ein belangloses Stück der Aussenwelt, einmal ein lebendes Objekt mit der Fähigkeit zu handeln.

Vom Standpunkt des Erwachsenen aus gesehen scheint die Welt des Kindes und sein eigentümliches Verhalten in ihr beherrscht zu sein von der Allmacht seiner Phantasie, dieser geistigen Fähigkeit, mit der die Wirklichkeit willkürlich oder unwillkürlich umgestaltet wird. Tatsächlich aber sind diese „Phantasiegebilde" nichts

Irreales, Künstliches. Die kindliche Haltung und Stellungnahme zur Umgebung ist eine ganz natürliche, organisch gewachsen aus seiner seelisch-geistigen Gesamtsituation, „hat Realitätswert".

Man wird dem eigentümlich Widerspruchsvollen der kindlichen Weltauffassung vielleicht am ehesten gerecht durch die Annahme, dass in dieser Welt zum Teil die Grenzen fehlen, die im Bewusstsein des Erwachsenen festgelegt sind. Es fehlen noch die Scheidelinien zwischen Subjekt und Objekt, Lebendem und Totem, eigener Welt und Aussenwelt. Das Kind kann nicht unterscheiden, ob die gegebenen Erlebnisse zu ihm oder zu dem Du gehören. Das psychische Ich ist noch nicht in seiner Besonderheit aus dem umfassenderen Umweltganzen herausgehoben, sondern ihm als Bestandteil eingegliedert. Umgekehrt bildet die Umwelt mit dem Ich ein unauflösliches Ganzes, ist ein Teil von ihm. Es gibt kein seelisches „Innen" und „Aussen" für das Kind. Was es erlebt, ist real, wird nicht reflektiert auf ein Ich bezogen, sondern ist in die Objekte der Umwelt hineingewoben. — Um wieder auf das vorher erwähnte Beispiel zurückzukommen: das Stück Holz, das das Kind zufällig bemerkt, wird Anlass zum Erlebnis der Freude, des Gefallens; aber nicht so, dass das Kind sich als Träger dieses Erlebnisses wüsste. Sondern der Gegenstand scheint gleichsam Freude auszuströmen, er ist lebendig geworden wie die Personen der Umgebung.

Hier sehen wir — vom übergreifenden Standpunkt aus — die einzige Grenzsetzung in der Aussenwelt, die für das kindliche Seelenleben Gültigkeit hat: diejenige zwischen einer eng begrenzten Wertwelt und der übrigen wertindifferenten Welt. Diese dem Kinde gegebenen Werterlebnisse haben nicht mehr ausschliesslich in der angelegten Organisation ihre Fundierung. Mit der Erweiterung der Aussenwelt werden Werte „entdeckt" in neuen Subjekt — Objekt — Erlebnissen. Gegenstände, die nur „gesehen" werden, mit denen das Kind nicht irgendwie gefühlsmässig in Beziehung tritt, sind ihm faktisch unlebendig, wertlos, es sieht sie in der Struktur des Erwachsenen. Aber sie können für das Kind Leben gewinnen als Träger von Wert- bezw. Un-

wertgehalten. Umgekehrt, verliert ein Wertgegen-
stand seinen Wert zugunsten eines anderen, ne-
gefundenen, so wird er wieder zu dem bedeutungsindifferente
Gegenstand, der er ursprünglich war. Alles Wahrgenommene
das für das kindliche Erleben den affektiven Wer
als Eigenschaft in sich trägt, ist lebendig. Entsche
dend für das ganze Welterleben des Kindes sind also die jeweilige
Werterlebnisse, die in der Subjekt-Objekt-Beziehung gegeben sin
Nur innerhalb dieser sich ständig verändernden Wertwelt fallen di
Grenzen zwischen Lebendig und Unlebendig fort. In ihr ist alle
für das Kind belebt, zu allem kann es „Du" sagen.

In diesem Bezirk herrscht ein eigentümliches Gesetz der Welt
deutung, das der Partizipation, nach dem der Teil des Gegenstande
identisch ist mit dem Ganzen. Kein Gegenstand ist durch eine Summ
konstanter sachlicher Merkmale verkörpert; entscheidend ist imme
die affektiv-wertvolle Seite des Gegenstandes, die sich in den
Erlebniszusammenhang Kind — Gegenstand heraushebt. Der Nam
ist nicht nur eine stoffliche Eigenschaft des Dinges, er ist da
Ding selbst. Wenn das Kind zu einem Stück Holz „Puppe" sag
ist dieses durch die Benennung wirklich zur Puppe geworden.

In dieser lebenerfüllten Welt kann alles Objekt der Sympathi
des Kindes werden. Gerade an den Dingen hängt seine tiefste Zu
neigung, sein grösstes Glück, das dem Erwachsenen meist völli
rätselhaft ist. Das Kind sieht eben nicht durchweg dasselbe wie wi
in den Dingen. Für sein Erleben waltet die gleiche Kraft in ihne
wie in den personalen Objekten. Charakteristisch ist, dass gerad
die Dinge am meisten geliebt werden, deren Werthaltigkeit der
Erwachsenen nicht einsehbar ist.

Auch ihrer strukturierten Bedeuteng nach unterscheidet sich di
Welt des Kindes von der des Erwachsenen: sie hat den Charakte
der Spielwelt. Vom Standpunkt des Kindes aus gesehen ist jedoc
das Spiel der Ernst des kindlichen Lebens. Spielwelt und Ernstwe
sind nicht getrennt, und auch wenn das Kind nicht tatsächlic
„spielt", behält seine Welt den Spielcharakter bei. Spiel ist di
Tätigkeit des Kindes, seine wichtigste Arbeit, der es sich mit vol
ster Hingabe widmet. In dieser Sphäre wird das Streichholz zu

Hexe (Frobenius), das Taschentuch zur Maus. In ihr kann das Kind schaffen und seine Vitalität auswirken, nur in ihm ist ihm das das freie Schalten mit Bedeutungen ermöglicht. Man könnte fast sagen, dass das Kind den letzten befriedigenden Sinn der Welt im Spiel findet, der kindgemässen Form der Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit.

Mit der Eigenart der kindlichen Spielwelt hängt zusammen, dass das Kind von der Mitte der 2. Phase ab, mit etwa 2 Jahren, das Alleinspielen bevorzugt. So könnte es beinahe scheinen, als ob sich der wichtigste Bestandteil des kindlichen Lebens und Denkens weitgehend unabhängig vom Erwachsenen abspielte. Hier ist jedoch zu scheiden: die aktive Teilnahme des Erwachsenen am Spiel ist allerdings unerwünscht, er findet sich nicht rasch genug in die jeweilige Sach- und Erlebnislage des Kindes während des Spiels. Aber der Erwachsene wird deshalb nicht ausgeschaltet aus diesem Bezirk des Erlebens. Seine Anwesenheit erst kann das Spiel zu einem wahrhaft glücklichen und anregenden machen. Das Kind will aber noch mehr als die blosse Anwesenheit, es sucht den Erwachsenen, dem es seine Spielerlebnisse mitteilen kann, der ihm Verständnis entgegenbringt.

Es scheint, als ob das Kind von sich aus eine gewisse primitive „Rangordnung der Werte" bezw. Werterlebnisse aufstellt. Die Werte des Angenehmen und Lustvollen, die in der Beziehung Triebgegenstand-Kind erfasst werden, verlieren an Bedeutung neben den Wertqualitäten, die in den Akten des intentionalen Fühlens gegeben sind. Das Kind geht eben nicht vollkommen in seinem Spielerlebnis auf. Es genügt ihm nicht, sofern es nicht eingeordnet ist in das übergreifende Erlebnis einer werterfüllten Sympathiebeziehung zu einem lebenden personalen Du.

II. Das Kind als Familienglied

Die geistige Fähigkeit des Wiederkennens entwickelte sich schon am Ende des ersten Halbjahres beim Säugling. Im 2.—3. Jahr reicht das Gedächtnis des Kindes auch über längere Latenzzeiten hinweg.[1]) Nicht nur Personen, auch die gewohnte Umgebung wird

[1]) Cl. u. W. Stern (Monogr. über d. erste Kindh. II, S. 42—48) stellen die Latenzzeiten auf: 1,2: bis 6 Wochen, 1,9: bis 4 Monate, 1,10: bis 9 Monate, 2,9: bis 12 Monate,

nach einer Reise wiedererkannt, die Gegend ist vertraut, die Spielsachen werden am alten Ort gesucht.

Das Zusammensein mit Personen und Gegenständen der gewohnten Umgebung ist dem Kind zu Beginn der neuen Entwicklungsphase zur Selbstverständlichkeit geworden, die es nicht mehr in Staunen versetzt. Das Kind ist hineingestellt in eine Gemeinschaft, in den kleinen Kreis der Familie, der ohne wesentliche Veränderungen der gleiche bleibt.[1]) Der Schwerpunkt des Lebens liegt in dieser Zeit ganz in der Familie und im Leben in und mit ihr. Schon das dauernde Zusammenleben mit den Familiengliedern stiftet eine Bindung, die auch eine längere oder kürzere Trennung überdauern kann. Fester noch hält das Band, das auf dem gemeinsamen Erleben von Freud und Leid beruht, auf dem Bewusstsein des Kindes, mit allen Schmerzen zu seiner Umgebung kommen zu können. Das selbstverständliche Aufgehen in der Familie zeigt sich beim Kind schon darin, dass es alles auf das Familienleben bezieht, alles in dessen Form sieht (z. B. Puppenspielen), ja, dass es sein Verhalten zu Fremden teilweise nach dem Verhalten seiner Angehörigen richtet. Ebenso spürt es die Stimmung der Angehörigen gegen sich selbst.

2½ „Annchen fühlt sich behaglich, wenn alles um sie herum heiter gestimmt und geordnet ist. Sie hat eine seltsam feine Einfühlung in die Stimmung der sie umgebenden Erwachsenen. Daher genügt es... den Gesprächston ihr gegenüber zu ändern, sie streng und strafend anzublicken, um die Atmosphaere, in die ihr Leben getaucht ist, zu trüben." (E. Köhler „Annchen" S. 105.)

Hier liegt tatsächlich ein Akt der Einfühlung vor, nicht mehr der Zustand der Gefühlsansteckung, den das Mitlachen, Mitweinen des Säuglings ausdrückte. Notwendige Voraussetzung für die Einfühlung ist das Bestehen eines engen Gemütskontakts zwischen Kind und Umgebung. Nur in diesem Fall spürt das Kind schmerzlich die Veränderung im Erlebnisgehalt der Gefühlsbeziehung und sucht sie auf jede Weise wieder zu beheben. Der Säugling wusste

[1]) Wo der Familienzusammenhang gelockert oder erweitert ist, wie z. B. in Proletarierfamilien durch die Aufnahme von Schlafburschen oder Untermietern in den ausgeweiteten Rahmen der Familie, wird schon das kleine Kind früh hinausgedrängt und führt ein von der Familie relativ unabhängiges Leben in der Spielgruppe. Vgl. H. Hetzer „Kindheit und Armut".

nicht den Grund fremder Trauer oder Freude, er reflektierte nur adaequat einen ihm von aussen gegebenen Gesichtsausdruck. Nun wird der gemeinte Sinn von Ausdruck und Stimmton nicht nur verstanden, sondern auch das Motiv einer Stimmungsänderung — sofern diese das Kind selbst betrifft — herausgefühlt. Es muss nicht immer ihr Realgrund gegeben sein; das Kind wird nicht in allen Fällen wissen, warum sein Tun, das ihm Freude machte, den Unwillen der Umgebung erregt. Aber deutlich ist ihm bewusst, dass sein Verhalten in irgendeiner Weise Anlass zu der veränderten Haltung der Umgebung ist.

Zur Familie zählt das Kind neben den Eltern und Geschwistern auch die Dienstboten, sowie alle, die ständig in seiner Umgebung leben, und dehnt seine Zuneigung auch auf diese aus.

„Wenn geklopft wird, blickt Heidede sofort nach einer bestimmten Tür. Er weiss, dass sie sich jetzt öffnet und wahrscheinlich eine bestimmte Person eintritt: Else, das Dienstmädchen. Offenbar liebt er Else, er lächelt sie an, solange sie da ist, man kann es geradezu poussieren nennen." (O. Ernst „Heidede" S. 58.)

Deutlich bemerkbar ist das Bedürfnis des Kindes, seine Umgebung möglichst vollständig um sich zu haben, ohne dass das Vermissen des jeweils Fehlenden notwendig den Schluss auf besondere Zuneigung zu eben diesem zuliesse. Dieser Erscheinung liegt das Totalerlebnis zugrunde, das das Kind von seiner Umgebung hat, und dessen Struktur durch eine Teiländerung (das Fehlen einer Person) in seiner ganzen Qualität geändert wird. Bekannt ist ja auch das Bestreben des Kindes, einen Vorgang in ganz bestimmter, gleichbleibender Weise ablaufen zu lassen, wie Anziehen, Essen.

Die Familie stellt, ohne dass sich das Kind dessen bewusst wird, die Grundbedingung für die Entwicklung und Ausbildung seiner geistigen und emotionalen Fähigkeiten dar. Der Sinn, der diese enge Gemeinschaft einigt, die Werte, an die sie sich gebunden fühlt, wirken auf das Kind und werden ihm erschlossen durch das Medium ihrer Träger. Von Liebe des Kindes zu „seiner" Familie kann man in diesem Alter nicht sprechen. Der Begriff „Familie" ist ihm naturgemäss nicht zum Bewusstsein gekommen. Auf dieser Stufe gibt es immer nur die Beziehung zum einzelnen Du — wenigstens

im Verhältnis zu Erwachsenen. Für das Kind besteht die Familie aus einzelnen Gliedern, deren Wirkung je nach ihrer Stellung in der Familie eine verschiedene ist. Zu jedem Mitglied existiert eine ganz spezifische Bindung, die sowohl durch die innere Stellungnahme des Kindes zu ihm, als auch durch die äussere Tätigkeit des Erwachsenen seine besondere Nuancierung erhält. Gerade in dem Eingebettetsein des Kindes in die Familie liegt der Ansatzpunkt für die Differenzierung der einzelnen Formen der Sympathie aus dem Zustand der Diffusität aller Formen.

Es ist nun nicht möglich und auch nicht notwendig, die Beziehungen, die zwischen dem Kind und jedem einzelnen Familienglied bestehen, gesondert zu schildern. Wir werden uns darauf beschränken, besonders markante Sympathiebindungen herauszuheben, die für die Entwicklung des kindlichen Gefühlslebens entscheidende Bedeutung haben: die Bindung an die Mutter, an den Vater. Dabei ist es prinzipiell gleichgültig, ob die Mutter wirklich die natürliche Mutter ist, oder ob die Wärterin die Funktion der Mutter übernimmt. Das Kind hat keine Gattungsliebe. Das Gleiche gilt für die Bindung an den Vater, dessen Stelle auch ein viel älterer Bruder, Onkel einnehmen kann. Andererseits: sind zwischen Kind und Eltern faktisch die Sympathiebeziehungen gegeben, die im Folgenden geschildert werden sollen, so nehmen die anderen Mitglieder der Familie im Gemütsleben des Kindes eine nebensächliche, untergeordnete Stellung ein, ähnlich der Stellung häufig gesehener, aber dem Innenleben des Kindes fernstehender Menschen.

III. Die Beziehungen zu den einzelnen Familiengliedern.

A) *Mutter und Kind.*

Schon am Ende des Säuglingsalters, im 9.—10. Monat, zeigte sich die beginnende Individualisierung innerhalb der unbestimmt gerichteten Gefühlserlebnisse. Das individuell gemeinte Objekt der ersten Zuneigung ist naturgemäss die Mutter, der Mensch, der den Säugling pflegte und nährte, der ihm geistige Anregungen gab, und bei dem stets seine Bedürfnisse Verständnis und Befriedigung

fanden. In der Zeit der Entfaltung der einzelnen Sympathieformen findet auch die Beziehung zur Mutter ihre eigentümliche Formung. Das Wesen dieser Bindung wird durch Untersuchung zweier Fragestellungen deutlich werden:

1. Wann vermisst das Kind die Mutter, wann empfindet es ihr Dasein als Notwendigkeit?

2. Wie äussert sich die Zuneigung zur Mutter?

1. Die ständige Anwesenheit der Mutter und das Geborgenheitsgefühl in ihrer Nähe ist dem Kind ein so selbstverständlicher Zustand, dass es nur durch markante Erlebnisse wieder in das Bewusstsein gerufen wird. Vermisst, ersehnt wird die Mutter vor allem dann, wenn das Kind sich in einer unbefriedigenden Situation befindet, in der es nach Hilfe sucht. Das ist die Lage des kranken und einsamen Kindes.

„Das Wegsuggerieren von jedem „Wehweh" war um 1,9 in voller Blüte: „Muttel, heile, heile machen". Sobald ich zu singen und zu streicheln anfing, verstummte das Wehgeschrei." (Neugebauer a. a. O.)

Das Gefühl der Geborgenheit bei der Mutter und der Glaube an ihre Heilkraft ist so gross, dass er den Schmerz aus dem Bewusstsein verdrängen kann. Aber nur die Mutter hat diese Heilkraft. Auch bei längerem Kranksein wird nur die Mutter, nicht einmal immer der Vater, am Bett geduldet.

In der Nacht erhalten die für den Erwachsenen bedeutungsindifferenten Gegenstände nicht nur Leben wie am Tag, sondern sie können die Bedeutung des Grauenhaften, Unheimlichen bekommen. Die Furcht in der Dunkelheit verschwindet bei Anwesenheit der Mutter, die nur die Hand des Kindes in der ihrigen zu halten braucht, um ihm die Furcht zu nehmen.

Am schmerzlichsten kommt dem Kind die Notwendigkeit des mütterlichen Daseins zum Bewusstsein, wenn das plötzliche Fehlen der Mutter seine Aufmerksamkeit erregt. Wie tief unglücklich ein Kind werden kann, wenn die Mutter oder Pflegerin es verlässt, schildert Ch. Bühler:

„Mein Mädel wurde fast krank, als ihre Pflegerin die Zweijährige verliess und wich in einem grenzenlosen Jammer und Leidenschaft tagelang nicht von meiner Seite... Mein Junge hatte als

Dreijähriger ein Stadium, in welchem ihm nichts über seine Pflegerin ging. Als wir bei Tisch einmal scherzhaft sagten: „Käthe ist verreist", brach er mit einem Blick des Schreckens auf uns in leidenschaftliches Weinen aus, und wir konnten ihn erst beruhigen, als wir ihm seine Käthe wieder leibhaftig zuführten." („Seelenleben des Jugendlichen" 4. Aufl. 1927 S. 96.)

Die Sehnsucht nach der mütterlichen Gegenwart in Notlagen wäre kein genügendes Kriterium für eine starke Sympathie. Sie liesse ebensogut auf ein Gewohnheitsverhältnis in der Art der „Anhänglichkeit' schliessen ohne echte emotionale Regungen. Vom Blickpunkt des Erwachsenen aus gesehen würde diese Situation nur beweisen: Unlustgefühle in Schmerzen, im Alleinsein, können aufgehoben werden durch Werterlebnisse. Ueber die Qualität oder Höhenlage des Werts, der in diesen Erlebnissen erscheint, ist damit nichts ausgesagt. Positiv ist nur das Ergebnis, dass auch in Notlagen das intentionale Fühlen seine Richtungsbestimmtheit beibehält, dass in ihnen nur ein bestimmter Mensch wirklich helfen kann.

Es zeigt sich aber schon beim Spiel, dass gerade in Momenten stärksten sachlichen Interesses die Gegenwart der Mutter, des verstehenden Menschen, dem Kind notwendig ist. Der Wert, der in der Beziehung Mutter-Kind realisiert wird, ist also nicht nur natürlicherweise höher als der Unwert in Erlebnissen der Furcht etc., sondern auch höher als der positive Wert, der in den Spielsituationen gegeben ist. Das Mitteilungsbedürfnis, eine der psychologischen Grundlagen für die Entstehung des Sprechens, ist Ausdruck des Ringens um Verstandenseinwollen; es wendet sich aber nur an denjenigen Menschen, der dem Kind schon an sich wertvoll ist. Alles, was das Kind bewegt, muss die Mutter wissen. Nach ihren Anordnungen handelt es, sein ganzes Tun richtet sich nach ihrem Urteil und ist beeinflusst durch das innere Verbundenheitsgefühl mit ihr.

Ein negatives Moment für die enge Bindung an die Mutter ist damit gewonnen. Ohne die Mutter fühlt das Kind sich unbehaglich, es braucht sie in jeder Not wie in jedem Glück. Die mütterliche Sorge wie ihre teilnehmende Mitfreude werden in allen Fällen beansprucht ohne das geringste Empfinden der Dankbarkeit. Dankbarkeit setzt das Bewusstsein der Verpflichtung gegen einen anderen

voraus; derartige Reflexionen sind dem Kind unbekannt. Die genannten Eigenschaften der Mutter braucht das Kind, sie machen einen Teil des Wertkomplexes „Mutter" aus, deren wirklicher Wert dem Kind erst dann zum Bewusstsein kommt, wenn es sie vermisst. Doch das Wissen, dass ohne die Mutter kein wahres Vergnügen möglich ist, sowie der Glaube an ihre Allmacht, reifen in dieser Zeit im Kind. Sie sind Anlass für die ausserordentlich vielartigen Beweise und Ausdrucksformen seiner Zuneigung, in denen man vielleicht die Grundlage für spätere Dankbarkeitsgefühle sehen darf.

Ausdrucksformen und Begleiterscheinung der Sympathie.

Durch die geistigen und motorischen Fähigkeiten, die sich das Kind im Verlauf des ersten Jahres angeeignet hat, erwachsen ihm neue Arten und Weisen, seine Stellung zur Umgebung kundzugeben. Das Kind, das bisher seine Zuneigung durch Lächeln oder Ausstrecken der Arme zeigte, kann nun die Gegenwart sympathischer Menschen selbst aufsuchen oder diese ansprechen. Die Ausdrucksformen seiner Sympathie bekommen damit den Charakter der Freiwilligkeit.

1. Zärtlichkeit.

In der Vielheit der Erlebnisse und Situationen des 2.—3. Jahres ist immer deutlicher bemerkbar, dass das kindliche Zärtlichkeitsbedürfnis nicht wahllos auf die Umgebung im allgemeinen gerichtet ist, sondern sein spezielles Objekt sucht. Naturgemäss ist dieses wiederum vor allem die Mutter, die sich am meisten um das Kind kümmert. Zärtlichkeitsäusserungen sowie das Bedürfnis nach körperlichem und seelischem Kontakt mit der lebenden Umgebung zeigte schon der Säugling; sie waren die einzige Aeusserung seiner Sympathie und trugen mehr reaktiven Charakter. Die liebevolle Sorge, die konkrete Zärtlichkeitsbezeugung des Erwachsenen erweckte im Säugling das Streben, gleichfalls seiner Sympathie Ausdruck zu geben. Andererseits suchte das 10 Monate alte Kind selbständig nach körperlichem Kontakt mit einem vertrauten Menschen, wenn es sich trostbedürftig, allein fühlte.

In der neuen Phase lösen sich Zärtlichkeit und ihre Ausdruckserscheinungen ab von einem besonderen sie hervorrufenden Anlass und werden zur spontanen freiwilligen Liebkosung.

Das Kind ist nicht aus Berechnung zärtlich, wie E. Klose („Die Seele des Kindes" S. 84) es darstellt: man gewinnt im Gegenteil den Eindruck aus dem Verhalten des Kindes, dass ihm immer ganz plötzlich seine Liebe zum Bewusstsein kommt, wie z. B. im eifrigsten Spiel.

Nicht nur auf Wunsch oder Befehl, aus eigenstem Antrieb und Verlangen ist das Kind zärtlich. Diese Spontaneität schliesst jede Berechnung aus — wie überhaupt das Verhalten des Kindes nicht egoistisch genannt werden darf. (Vgl. Teil I, 3.) Die Zärtlichkeit gilt nicht dem Menschen, weil dieser ihm Süssigkeiten schenkt oder mit ihm spielt, sondern ist Ausdruck einer immer neu erlebten Verbundenheit mit ihm. So wird Zärtlichkeit zum indirekten Ausdruck des Dankbarkeitsgefühls, das die stets von neuem schenkende Liebe der Mutter dem Kind erschliesst.

Vielleicht darf man in den anscheinend ganz grundlosen Liebkosungen, die aus dem vollen Gegenwartserleben des Kindes heraus geboren sind, ein erstes Erfassen des gegebenen Erlebnismaterials als Eigenerleben annehmen. Nicht so, dass das Kind seinen Gefühlen beobachtend gegenüberstünde. Es reagiert auf Gemütsbewegungen, auf Werterlebnisse, die plötzlich in sein Bewusstsein treten. willenlos hingebend.

Aber den spontanen affektiven Aeusserungen muss irgendein Akt im Innern des Kindes vorausgegangen sein, in dem das Kind der Gefühle, Werterlebnisse, als s e i n e r Gefühle innegeworden ist.

Zärtlichkeit bleibt ein wesentlicher Ausdruck der sozialen Gefühle, aber nur e i n möglicher unter den vielartigen Formen und Symptomen, an denen sich die kindliche Zuneigung erkennen lässt.

2. Mitfühlen.

Schon der Säugling erfasste intuitiv in bestimmten, ihm gegebenen Ausdrucksphaenomenen fremdseelisches Erleben und reflektierte den Ausdruck adaequat. Dieses Phaenomen der Gefühlsansteckung zwischen passiven Gefühlszuständen bildet einen grossen

Bestandteil auch der sogenannten Mitleidsäusserungen des 2—3-jährigen. Es liegt überall dann vor, wenn das Kind fremde Seelenstimmung nicht nacherleben kann, sondern nur durch die Struktur „trauriges Gesicht" angesteckt wird. Das Kind versteht nicht, warum man beim Tod von Angehörigen traurig ist, weil es nicht weiss, was „Totsein" bedeutet. Es ist nur deshalb traurig, weil es andere traurig sieht.

Neben der Gefühlsansteckung lassen sich schon in diesem Alter Aeusserungen von echtem Mitleid beobachten. Die Mutter weinen zu sehen, ist dem Kind schmerzliches Erlebnis, wenn ihr ein Leid geschieht, versucht es ihr zu helfen (vgl. Scupin I, p. 135).

Selbst ein unruhiges, lebhaftes Kind bemüht sich, die kranke Mutter zu schonen. Am häufigsten zeigt das Kind Mitleid, wenn es selbst an den Schmerzen der Mutter sich schuldig fühlt.

1,11: „Als er die Mutter heute versehentlich stiess und sah, wie sie das Gesicht schmerzlich verzog, umarmte er sie plötzlich wild und küsste sie. 2,10: „Wenn uns der wilde Junge einmal weh getan hat, so machen unsere Schmerzensäusserungen stets einen grossen Eindruck auf ihn, und er sucht durch doppelte Zärtlichkeit sein Unrecht wieder gut zu machen." (Scupin a. a. O. S. 90, 164.)

Das gemeinsame der verschiedenen Mitleidsäusserungen ist deutlich:

1. Der wesentlichste Unterschied zur blossen Gefühlsansteckung liegt darin, dass dem Kind das Leid des anderen nicht als sein eigenes Leid gegeben ist, sondern ursprünglich als fremdes Leid. Im Zustand der Gefühlsansteckung ist das Kind selbst untröstlich; es unterliegt dem gleichen Gefühlszustand wie der andere, ohne den Grund zu wissen, der diesen Zustand hervorrief. Das mitleidige Kind dagegen empfindet nicht das gleiche Leid wie der Andere. Angesichts des fremden Leides tritt sein Mitleid auf und meint dieses als fremdes Leid. „Der im Mitleiden gegebene Gefühlszustand ist ganz im Anderen gegeben . . Er wird nur mitgelitten, nicht aber... als reales Erlebnis gehabt." (M. Scheler „Wesen u. F. d. S." a. a. O. S. 46.) Im Mitleid weint das Kind nicht, wenn es andere weinen sieht. Es versucht sie zu trösten oder auf andere Weise ihnen sein Mitleid zu zeigen.

Das Phaenomen des Mitleids ist neben der Zärtlichkeit der 2 Punkt, an dem die Zuordnung von Erlebnissen zu einem erlebenden Individuum stattfindet. In dem Erlebniskomplex, in dem eigene und fremde Erlebnisse miteinander verwoben sind scheiden sich im Mitleid Erlebnisse, die das Kind als die seinen erlebt, von den anderen, als „fremd" gegebenen.

2. Zum Mitgefühl im Sinn des Miteinanderfühlens (Scheler) ist das Kind nicht fähig. Ihm fehlt die Möglichkeit des nachfühlenden Verstehens eines seelisch-geistigen Leides, auf der dieses aufbaut. Das kindliche Mitgefühl ist immer angeregt durch eine aktuelle sinnlich-wahrnehmbare Gefühlsempfindung: durch den physischen Schmerz des anderen, den es verstehen und nachfühlen kann. Das Kind selbst empfindet nicht den gleichen Schmerz wie der andere, es leidet ihn mit dem anderen. („Das Leiden eines Schmerzes ist etwas anderes als der Schmerz selbst." Scheler a. a. O. 46.)

3. Obwohl in der kindlichen Welt allen Objekten personale Qualität zukommen kann, erfahren nicht alle gleiche Behandlung. Aufschlussreich für die Wesensart kindlichen Mitleids sind die Fälle, in denen das Kind kein Mitleid zeigt. Gleichaltrige schlägt es und lacht sogar vielleicht, wenn es diese weinen sieht. Es zeigt scheinbar „Gefühllosigkeit" gegenüber dem Leiden fremder Erwachsener, auch wenn es ihnen selbst Schmerz zugefügt hat. Echtes Mitleid ist auch nicht von aussen her im Kind zu erzeugen durch die Belehrung des Erwachsenen — diese Akte des „Mitleids" sind dann nur durch die Suggestion des Stimmtons oder Gesichtsausdrucks hervorgerufen, also blosse Gefühlsansteckung — sondern ist spontaner Ausfluss einer inneren Gemütsbewegung.

Positiv gewendet: Mitleid tritt nur dann ein, wenn es in der Liebe zum leidenden Anderen fundiert ist. In den Fällen scheinbarer Gefühllosigkeit kommt es überhaupt gar nicht zum Nachfühlen fremder Erlebnisse; nur Liebe schafft Mitleid im Kind. Zu einem blossen verstehenden Nachfühlen ohne fundierende Liebe, zu einem reinen Denkakt also, ist das Kind nicht fähig.

Neben den Akten des Mitleids, aber sie wesensmässig — nicht zeitlich — fundierend, gibt es in der Bindung des Kin

des an die Mutter ein Phaenomen, das weder Mitleid, noch blosse Gefühlsansteckung zu nennen ist. Es ist nämlich auch möglich, dass das Kind das seelische Leid der Mutter erfühlt, obwohl es dessen Grund nicht versteht, geschweige denn selbst erlebt hat. Hier fühlt das Kind weder dasselbe reale Leid wie die Mutter, noch ist ihm dieses durch Nachfühlen gegeben. Was in der Seele des Kindes vor sich geht, ist ein unbewusstes Mitschwingen mit den Gefühlen der Mutter, eine gesteigerte Einfühlung in ihr Leid. Das Kind erfasst den Zustand der Mutter so adaequat, dass er ihm nur in der Einsfühlung, der Verschmelzung mit der Mutter, gegeben sein kann. Wie das Kind gleichsam in den Dingen lebt, in ihnen aufgeht, so lebt es mit seinem ganzen Wesen in dem Menschen, den es liebt und erlebt alles mit, was dieser erlebt. Auf den Einfühlungsakten erst können die Akte des Nachfühlens und Mitfühlens aufbauen. Das Kind muss fremdseelische Erlebnisse und Zustände zuerst durch Einsfühlung mit einem Objekt erhalten haben, bevor es sie bei anderen nachfühlend verstehen kann.

3. Vertrauen.

Ein erstes aufkeimendes Vertrauen lag im Geborgenheitsgefühl des Säuglings unter dem Schutz der Mutter. In der Vielheit der Situationen, in denen das Kind die Hilfe der Mutter braucht und erhält, erschliesst sich ihm das bewusste Erlebnis des unbedingten Vertrauens zu ihrer Allgüte und Allmacht. Die Ueberzeugung des Kindes von ihrer unbedingten Zuverlässigkeit und die Zuversicht, dass die mütterliche Einstellung immer das Beste bringen müsse, schafft ein Vertrauensverhältnis zur Mutter, das in dieser Intensität (aber auf völlig anderer Grundlage beruhend) nur noch zum Vater besteht.

„Rudolf bestaunt auf Mutters Arm den nächtlichen Himmel. „Mond holen" befiehlt der Wicht. Mutter erklärt beschämt, dass sie das nicht könne. Da blickt der Bursche sie ganz sonderbar an. Wie? Kann die Mutter nicht alles?" (A. Haag „Rudolf" a. a. O.)

Auch unangenehme Erlebnisse werden leichter ertragen, wenn das Kind der mütterlichen Anwesenheit gewiss ist.

Im Zustand des Vertrauens sind zwei „Höhenlagen" zu unterscheiden. Das tieferstehende Vertrauen ist der reaktive Zustand auf Handlungen der Mutter, die dem Kind Erleichterung und Hilfe brachten. Schon dies Vertrauen — zu dem auch Tiere fähig sind — ist nicht möglich ohne es begründende Liebe, es ist, in Worten und Gebärden, der spontane Ausdruck einer innigen Sympathie.

Ungleich höher steht die andere Haltung, in der das Kind der mütterlichen Allgüte vertraut, auch wenn die Handlungen der Mutter im Gegensatz zu seinen Wünschen und Trieben ablaufen. Das höhere Vertrauen basiert auf einer inneren Bindung an die Mutter, deren Wertgehalt dem Kind ein höherer ist als der Wert einer befriedigten Triebneigung. In diesem Zustand behält das Kind sein Vertrauen zur Mutter, auch wenn es ihre Gebote und Verbote nicht versteht. So ist die Weckung dieses absoluten Vertrauens Grundlage für alle Möglichkeit erzieherischer Beeinflussung. Das Kind muss Vertrauen haben zur Einstellung der Mutter, um gehorchen zu können. Umgekehrt gehorcht ein Kind gern und leicht, solange es die Gewissheit hat, dass die Mutter immer sein Bestes will.

4. Begleiterscheinung der Sympathie: Eifersucht.

Für echte Eifersuchtshaltung des Kindes scheinen drei Momente wesentlich:

1. Die Eifersucht des Kindes erstreckt sich nur auf den kleinen Kreis von Personen und Dingen, deren Wert es fühlt, mit denen es ein festes Band verknüpft. Nicht gleichgültige Objekte, aber auch nicht alle sympathischen Erwachsenen, sondern die Eltern, besonders die Mutter (und manches von seinem Spielzeug) werden eifersüchtig geliebt. Eifersucht ist also die Begleiterscheinung nur einer ganz bestimmten Art von Sympathie.

2. Gegenstand der Eifersucht sind bezeichnenderweise nicht notwendig Erwachsene, denen die Mutter liebevoll begegnet, stets aber andere Kinder (besonders Geschwister) und Tiere. Anscheinend ahnt hier das Kind irgendwie den Unterschied zwischen der Welt des Erwachsenen und seiner eigenen. Die Beziehungen der Erwachsenen untereinander, oftmals selbst die zwischen Vater und Mutter, erwecken nicht notwendig Eifersuchtsregungen im Kind. Sie spielen

sich in jener anderen Welt ab, die das Fühlen des Kindes nicht berührt. Dagegen wird die Zuneigung der Mutter zu anderen Kindern als Eingriff in die eigene Welt, den eigenen Gefühlsbezirk, empfunden und abgewehrt. Eifersucht bekommt dadurch den Charakter der Verteidigung.

„Als eines Morgens die Mutter ihr Jüngstes auf dem Schoss hatte und ihr Büblein vor ihr auf dem Schemel sass, und das Mütterchen so gar glücklich auf das Neuangekommene schaute... da bohrte sich von unten her ein runder Kopf zwischen sie und den Säugling und rief in schmeichelndstem, dringendstem, ein ganz klein wenig bangem Ton: „Muttiiii". Ist vielleicht jemand da, der dies „Muttiiii" übersetzen kann?" (O. Ernst „Buzi" Leipz. 1925 S. 203.)

3. Anlass zur Eifersucht ist nicht — wie beim Erwachsenen — die dauernde liebevolle Einstellung des geliebten Menschen zu anderen. Eifersuchtsregungen des Kindes sind von der persönlichen Gegenwart des Geliebten abhängig. Sie erwachen nur bei der einzelnen konkreten Zärtlichkeitsbezeugung, die die Mutter anderen zuteil werden lässt. Die Liebkosungen, die es bisher als Selbstverständlichkeit hinnahm, werden nun, in der eifersüchtigen Enttäuschung, erst in ihrem vollen Wert empfunden.

Das kindliche Seelenleben ist noch ganz nach aussen gewandt. Gefühle und intentionale Akte werden nur an ihrem konkreten Ausdruck, dem Wort und der zärtlichen Liebkosung, erfasst. So sind ihm Liebe und Liebesbezeugung noch identisch. Mit dem Verlust der einen scheint dem Kind auch die Liebe der Mutter zu ihm, die sein Liebes- und Zärtlichkeitsbedürfnis braucht, angetastet zu sein.

Die Person, die dem Kind nur „nützlich" ist, nur seiner Erhaltung dient, wird nicht geliebt, geschweige denn eifersüchtig geliebt. Das Kind ist neidisch, wenn es andere Kinder essen sieht, aber es ist nicht eifersüchtig, wenn es die Person, die ihnen die Nahrung gibt, nicht zugleich auch liebt. Nicht im Verhältnis zu einer nützlichen, sondern zur wertvollen Person treten Eifersuchtsregungen auf. Umgekehrt zeigt sich Eifersucht wesensmässig nur mit und an der Liebe. Die blosse „Nützlichkeit" einer Person fundiert nicht Liebe zu ihr.

5. *Wesensbestimmung des Verhältnisses Mutter—Kind.*

a. Im negativen Sinn.

Bedingung für die Zuneigung des Kindes zur Mutter ist auch in der Zeit, in der das Kind mit ihr in besonders hohem Masse verbunden scheint, die lebendige Gegenwart der Mutter. Die geistigen Funktionen, das Gedächtnis des Kindes, sind noch nicht genug entwickelt, um die Erinnerung an die Mutter während einer längeren Trennung wachzuhalten.

Sehnsucht, die sich über längere Zeit erstreckt, kennt das Kind kaum. Es vergisst das Erlebte rasch und ebenso rasch auch den Menschen, an den sich seine glücklichsten Erlebnisse knüpfen, wenn es neue sympathische Menschen findet.

„Als ihn seine Mutter für 9 Tage verlässt, lässt er sich ebensogern von der Tante und einem Dienstmädchen verpflegen, wie sonst von ihr" (H. Queck-Wilker a. a. O. S. 48).

Die psychischen Gefühle des Kindes werden immer nur durch sinnlich Wahrnehmbares, Gegenwärtiges erregt, ihre Auslösung ist an äussere Reize geknüpft. Jedes Erleben trägt Augenblickscharakter. Das Wesen des Kindes liegt eben ganz in der Gegenwartseinstellung, in der Werte und wertvolle Menschen immer wieder von neuem erlebt werden müssen. Es ist eine Art der Beziehungslosigkeit zur Vergangenheit, die charakteristisch ist für die Haltung des Kindes zur Aussenwelt überhaupt. Wie in der Objektwelt im allgemeinen jedes Objekt seine Bedeutung von Moment zu Moment wechseln kann, so ist jede Sympathieregung aus dem Augenblick geboren und im Augenblick beschlossen. Deshalb ist auch die Liebe zur Mutter trotz ihrer starken Intensität nicht sehr beständig und lässt sich durch neue Eindrücke leicht in beliebiger Richtung lenken.[1]) Sehr fein charakterisiert O. Rung die Art dieser Sympathie: „Friedel hat eine tiefe, innige Anhänglichkeit an sie empfunden, die aber eher eine rasch vergessliche Schwärmerei als Dankbarkeit zu nennen war". („Der Fall Arnoldi" a. a. O. S. 118.) Das Kind

[1]) Die leichte Beeinflussbarkeit des Kindes durch zufällige Bewegungen oder Handlungen gibt die Erklärung für die plötzlichen Stimmungsumschläge, die im Verhältnis zur Mutter eintreten können. „Die Zärtlichkeit schliesst nicht aus, dass das Kind der Mutter häufig mit „böse Mama" antwortet, wenn diese eine ungewünschte Tätigkeit des Kindes rügt." (Simoneit a. a. O. S. 257.)

fühlt in seiner Mutter nicht nur die Mutter, sondern zugleich den Ort der Ruhe, des Wohlbefindens, des Vertrauens; aber es würde den gleichen beseeligenden Zustand bei jeder anderen Person erleben, die ihm stets nahe wäre. Auch die Mutter ist in diesem Alter durch jeden anderen Menschen, der ihre Funktionen übernimmt, ersetzbar. Der Grund dafür wird aus der positiven Wesensbestimmung der Sympathie zur Mutter ersichtlich.

b. Wesensbestimmung im positiven Sinn.

In der Vielheit der Ausdrucksformen, in denen die Liebe des Kindes zur Mutter Gestalt gewinnt, erweist sich als einheitbildendes Element das Gefühl einer selbstverständlichen Zusammengehörigkeit, die „Einsfühlung" (Scheler)[1]), in der Mutter und Kind gleichsam zu einer Einheit verschmolzen sind. Das Kind hat noch kein bewusstes Eigenleben, dieses verbirgt sich ihm in dem Erlebniskomplex, den das Fühlen der Mutter und sein eigenes bilden. Die gleiche lebendige Einheit, die Subjekt und Objekt in der Weltauffassung des Kindes noch bilden, findet sich in der Beziehung Mutter—Kind. Das kindliche Selbstbewusstsein ist noch zu labil, als dass es der Hingabe an die Mutter standhalten könnte. Die Gemütsbewegungen, Gefühlsprozesse der Mutter werden, ohne zunächst verstanden zu werden, mitvollzogen, als seien sie die eigenen. Das mütterliche Ich tritt mit seinen Grundhaltungen anstelle des kindlichen Ichs. (Scheler nennt diesen Vorgang „heteropathische Einsfühlung".) Wiederum ist hier die Parallele zur Struktur des kindlichen Weltbildes ersichtlich: auch die Berührung mit den Objekten der Aussenwelt ist Einsfühlung; nur dass hier die Objekte in das Ich des Kindes aufgenommen werden: die Gefühlserlebnisse des Kindes werden für die der Objekte gehalten. (Scheler: „idiopathische Einsfühlung".)

Der Ort der Einsfühlung ist nicht die rein geistige oder die rein leibliche Zone, sondern der seelische Bezirk, in dem das Kind lebt. Die Seele—Einheit „Kind" berührt sich mit der der Mutter so innig,

---

[1]) Scheler charakterisiert Einsfühlung als unterbewussten Vorgang mit Gerichtetsein und Zielstrebigkeit, gelegen im Vitalzentrum, dem Zwischenreich zwischen personalem Geist und Leib-Körper. („Wesen und Formen der Sympathie" a. a. O. S. 113/114.)

dass beider — seelische — Individuation aufgehoben scheint. Nicht aber „wandert" das Kind mit seiner Seele hinüber in die der Mutter oder umgekehrt, wie das der Fall sein würde bei dem Akt der Einfühlung. Die Werte, die in der Einsfühlung verwirklicht werden, stammen aus der Sphaere des Seelischen (im Unterschied zur vitalen Region des Selbsterhaltungstriebes). Es sind die Werte von der Qualität böse-freundlich, froh-traurig.

Der Zustand der Einsfühlung ist dem Kind ganz unbewusst, deshalb selbstverständlich. Auch das Motiv, der Beweggrund, aus dem heraus oder um dessentwillen die Mutter geliebt wird, ist nicht deutlich vorgestellt. Das kindliche Handeln untersteht schon der Intention „aus Liebe". Aber das Bewusstsein dieser Intention, die Motiverlebnisse, fehlen noch.

Die Beziehung zwischen Mutter und Kind ist also der diffusen gesamtheitlichen Sympathie des Säuglings noch sehr nahe verwandt. Aber sie ist doch nicht mehr ganz seelisches Einssein zu nennen. Denn die Werterlebnisse, die in der — unbewussten — Einsfühlung gegeben sind, werden in besonderen Fällen schon vom Kind seinem erlebenden Ich zugeordnet. Das bedeutet nicht die Objektivierung und Distanzierung der Erlebnisse, oder gar ein individuelles Eigenleben des Kindes. Aber die Ahnung dämmert dem Kind in besonders ausgeprägten Situationen, (Eifersucht etc.) dass es selbst bewusstermassen eifersüchtig, zärtlich etc. ist.

Auch enthält die Einsfühlung nicht mehr wie das Totalerlebnis des Säuglings die Vielheit von Sympathieformen im Keim in sich. Sie ist selbst nur eine, wenn auch in diesem Alter die dominierende, wirklich kindgemässe Form unter den verschiedenen Arten des Liebens, deren das Kind fähig ist.

In dieser Bewusstseinslage wird das geistige Personsein der Mutter, ihr Anders — Fremdsein noch nicht erlebt,[1]) ebensowenig aber auch das eigene persönliche Sein des Kindes. Die Sphaere des geistigen Bewusstseins ist beim Kind noch ohne Gehalt, eben deshalb ist es in weit höherem Masse fähig zur Einsfühlung als der Er-

[1]) „Für Kinder sind Menschen in der Regel kein Problem und keine Individualität; man muss schon zu sich selbst erwacht sein, wenn man für andere Interesse haben soll." (E. Spranger „Von der ewigen Renaissance" Kultur und Erziehung a. a. O. S. 236.)

wachsene, der die Einzigartigkeit seiner Individualität und die des anderen nur in seltenen Momenten vergessen oder sich über sie hinwegsetzen kann. Hierin liegt aber auch der Grund, dass das Kind bis zur Reifezeit zu echter verstehender personaler Liebe noch nicht fähig ist. Nur zwischen den Mutter und Kind gemeinsamen seelischen Zonen besteht Einsfühlung. Das Personsein der Mutter wird von der Liebe des Kindes nicht ergriffen. („Verstehen betrifft immer nur die geistige Welt eines Menschen." Scheler) Eine Liebe aber, die nicht den ganzen Menschen als leib-seelisch-geistige Einheit erfasst, die nicht in die letzten Tiefen des Anderen spürt, ist nicht notwendig an ein einziges und gerade dieses Objekt gebunden.

Die Wirkungen des Mit- und Ineinanderlebens von Mutter und Kind zeigen sich, dem Kind unbewusst, in allen Situationen, in denen das Kind anderen Menschen gegenübersteht. Einerseits ist das Verhältnis zur Mutter die Quelle aller sozialen „Antwortsreaktionen" im Verkehr mit anderen Personen der Umgebung. Der glückliche Zustand, den das Zusammenleben mit der Mutter im Kinde hervorruft, treibt dieses dazu, auch anderen seine Liebe zu beweisen. „Sein kleines Herz ist jetzt schon ein grosses Herz und birgt einen unerschöpflichen Schatz von Liebe für alle." (O. Ernst „Buzi" a. a. O. S. 189.) Andererseits wird alles, was das Kind erlebt, womit es eine Bereicherung seines Vorstellungs- und Gefühlslebens erfährt, zum grossen Teil von vornherein durch die Zustimmung oder Ablehnung der Mutter wert — oder unwert betont.[1])

B. *Vater und Kind.*

Von aussen gesehen verhindern die wirtschaftlich-sozialen Funktionen des Vaters und die damit zusammenhängende grössere räumliche Entfernung vom Kind im Lauf des Tages die Verwirklichung einer gleich engen Verbundenheit zwischen ihnen, wie sie zwischen Mutter und Kind vorlag. Auch von sich aus hat der Vater natürlicherweise nicht die mütterliche Einstellung zum Kind: „Im

[1]) „Die Welt, die das Kind aufnimmt, ist eine durch die Mutter sittlich geordnete Welt, und das Organ, das diese dem Kind einsichtig macht, ist seine Liebe." (H. Boeckers „Sittliche Erziehung des Kleinkindes" Berlin-Leipz. 1929 S. 39.)

Unterschied zur instinktiven einsfühlenden Mutterliebe dürfte der Vater dem Kind gegenüber von vorneherein nur Nachfühlung besitzen." (Scheler a. a. O. S. 114.) Dementsprechend wird auch die Haltung des Kindes dem Vater gegenüber, auf anderen Grundlagen beruhend, zum Teil andere Formen annehmen.

Die kindliche Einstellung zum Vater ist eine zweifache. Sie richtet sich auf ihn, 1. als Person der nächsten Umgebung und 2. als unmittelbares Vorbild.

1. Ganz äusserlich genommen ist es wohl sein seltenes besuchweises Auftreten in der Umgebung des Kindes, das dem Vater dessen Zuneigung sichert. Die immer aufnahmebereite Empfänglichkeit für neue Eindrücke, neues Erleben, lässt den Vater in einem anderen Licht erscheinen als die Mutter in ihrer ständigen Gegenwart. Der Vater wird ein wenig als Gast empfunden, er kennt neue und interessante Spiele. Wenn er anwesend ist, wird seine Gegenwart vor der der Mutter bevorzugt. Das Kind wünscht ihn allein zu geniessen, allein mit ihm zu spielen.

Infolge seines seltenen Erscheinens ist der Eindruck des Vaters auf das Kind noch viel weniger nachhaltig als der der Mutter; als Person der Umgebung wird er rasch vergessen.

Die Zuneigung des Kindes zum Vater als Umgebungsbestandteil ist qualitativ gleich zu bewerten wie diejenige zur Mutter; nur die Intensität ist eine verschiedene, es besteht nicht der gleiche Einsfühlungskontakt, sondern es bleibt bei der mehr oder weniger gewohnheitsmässigen Zuneigung. Und auch die Funktion des Vaters ist, nur in geringerem Grade, dieselbe wie die der Mutter: auch das Zusammensein mit dem Vater erschliesst dem Kind neue Liebesbezüge zur Umwelt. Während aber das Zusammensein mit der Mutter in einem einsfühlenden Vertrauensverhältnis seinen höchsten Ausdruck findet und in diesem beschlossen bleibt, wird die Zuneigung zum Vater der Ansatzpunkt, an dem die spezifische Stellung des Vaters als „Vaters" erkannt und dementsprechend die Art der Bezogenheit der kindlichen Intention auf das Wertobjekt „Vater" eine ganz andere wird. Diese neuartige Beziehung wäre aber nicht möglich ohne das zugrundeliegende Zutrauens-

verhältnis; die gewohnheitsmässige Zuneigung „fundiert" die höheren Liebesbezüge zum Vater.[1])

2. Zunächst ist es die physische Stärke des Vaters, die dem Kind imponiert, von der es alles erwartet und der es felsenfest vertraut.

Die spezifisch männlichen Momente seiner äusseren Erscheinung: Kraft, Grösse, Stimme, lassen das Kind ahnen, dass der Vater auch mehr weiss und mehr vermag — in geistiger Beziehung — als die übrigen Glieder der Familie.[2]) Der Vater nimmt innerhalb der Familie eine autoritative Stellung ein. Seine Entschlüsse, das Kind betreffend, beruhen auf bestimmten durchdachten Prinzipien, die ganze Familie ruft den Vater zu Hilfe, wenn sie mit dem Kind nicht „fertig" geworden ist. Schon das kleine Kind hat ein richtiges Gefühl dafür, ob die Forderungen des Erwachsenen willkürlich gestellt oder notwendig durch die Sache bedingt sind. Und es empfindet durchaus die grundsätzliche Festigkeit des Standpunkts, die sich in den Entschlüssen des Vaters ausspricht. Auf dieser strengen Gerechtigkeit, gleichgültig, ob sie für oder gegen das Kind angewandt wird, beruht das Ansehen und die Wirkung des Vaters. Die Familie unterstreicht dem Kind gegenüber die väterliche Autorität, durch Hinweis auf seinen schweren Beruf, seine Strenge, seine Fürsorge. Das Kind spürt die Achtung, die der Vater bei den anderen Familiengliedern geniesst und fühlt die Entfernung zwischen sich und ihm. Es kann sein, dass der kindlichen Haltung zum Vater ein wenig Furcht beigemischt ist, entstanden oder verstärkt durch die Berufung der Familie auf ihn.

Der Verkehr mit dem Vater ist gemäss dessen Stellung in der Familie ein höherer, „geistigerer" als das naturhafte Zusammensein mit der Mutter. Der Vater steht dem Kind ferner; mit seinen kleinen persönlichen Leiden und Freuden kommt es deshalb nicht zu ihm. Aber es spürt hinter der Strenge der väterlichen Erziehung

[1]) „Alle Strebens- und Wollensakte setzen den Vorbildgehalt schon voraus und sind von der Liebe zu seinem Gegenstand bereits fundiert. Wir folgen strebend und wollend der Person, die wir lieben — nicht umgekehrt." (M. Scheler „Der Formalismus in der Ethik" a. a. O. S. 601.)

[2]) „Der" Vater muss ebensowenig wie „die" Mutter der konkrete wirkliche Vater sein, sondern die Person, an der die genannten Eigenschaften und Werte wirksam werden. Das vaterlose Kind, das nur eine Autorität, die Mutter, kennt, sieht in dieser sein unmittelbares Vorbild.

seine Liebe; und jede Anerkennung von seiten des Vaters macht das Kind stolz und spornt es zu neuen Bemühungen an. Der Vater ist der ausschlaggebende Faktor für die geistige Entwicklung des Kindes.

Hierin liegt eine ganz andere Art der Sicherheit und des Vertrauens, allgemeinerer Natur als das Vertrauen in dem Einsfühlungsverhältnis mit der Mutter. Der Vater ist für das Kind die persongewordene Grösse und Güte, das sinnlich konkrete Vorbild, dessen Autorität seine Handlungen und Stellungnahmen beeinflusst. „Der Vater ist der Gehalt der kindlich aufblickenden, liebenden, verehrenden Intention." (M. Scheler „Der Formalismus in der Ethik" a. a. O. S. 599.)

So ist die Einstellung des Kindes zum Vater eine völlig andere als die zur Mutter: die Selbstverständlichkeit, durch die sich die Zusammengehörigkeit Muttter—Kind auszeichnete, fehlt beim Vater—Kindverhältnis. Der einsfühlenden Liebe zur Mutter steht die verehrende Liebe zum Vater gegenüber. In dem Einsfühlungsverhältnis mit der Mutter erfasste das Kind an dieser nur die dem Kind gleichartige Seelenschicht. Die Mutter wurde ihres geistigen Personseins beraubt, sie wurde gleichsam in ihrer Beziehung zum Kind erniedrigt. Ganz anders der Vater. Nicht nur, dass er dem Kind übergeordnet gegenübersteht, auch die Liebe des Kindes zu ihm hat eine eigentümliche Richtung „nach oben". (Pfänder). Das leib-seelische Objekt „Vater" ist nur Objekt der oberflächlichen Zuneigung: verehrend geliebt wird der Vater als „ganz anderes", Höheres, mit dem es keine Einsfühlung gibt. Deshalb ist auch die schrankenlose Hingabe an die väterliche Ueberlegenheit keine Selbstaufgabe in der Art, dass das Ich des Kindes in dem des Vaters aufginge. Sondern die Werte, die das Kind in der Verehrung des Vaters erlebt, wirken auf sein eigenes werdendes Selbst vorbildartig und zielbestimmend. Sie werden nur noch nicht als Zweck gesetzt oder als Ziel bewusst erstrebt, solange das Kind noch nicht zum vollen Bewusstsein seiner selbst gelangt ist.

Auch der Vater wird nicht in seiner persönlichen Individualität erfasst: er ist die Verkörperung aller Möglichkeiten und Fähigkeiten, die das Kind bewundert, ohne sie in ihrem Sosein, ihrem

wirklichen Wertsein aufzufassen. „Alles, was an inbrünstiger Verehrung und Liebe von frühester Kindheit an in mir gelegen, gehörte meinem Vater." (Cl. Blüthgen „Aus der Jugendzeit" Lichterf. 1921 S. 6.)

Um den Vater waltet ein Geheimnis, ein Fremdartiges, das sich nicht restlos in die gewohnten Lebensstrukturen des Kindes einordnen lässt. Das Kind ahnt, dass der Vater noch etwas anderes ist, als es erfassen kann. Aber gerade diese Unergründbarkeit ist ihm ein Wert an sich. Die geistig-noetische Sphaere, in die das Wesen des Vaters hinabreicht, umgibt diesen mit dem Glanz des „Andersseins". Das nicht restlos Erklärbare am Vater wird vom Kind umgestaltet, übersteigert. Weil der Vater vieles vermag, wozu das Kind körperlich und geistig noch nicht fähig ist, was es nicht versteht, glaubt es ihn allmächtig, allwissend. Es ist ihm unmöglich, die Grenzen der väterlichen Macht zu erkennen. Seine Ueberlegenheit scheint so vollkommen, dass bei ihm auch das Undenkbare möglich sein kann:

„Das Kind hat eine Periode, und sie dauert ziemlich lange, wo es die ganze Welt von seinen Eltern, besonders von dem immer geheimnisvoll im Hintergrund stehenden Vater, abhängig glaubt, und wo es sie ebensogut um schönes Wetter, wie um ein Spielzeug bitten könnte." (Hebbel Ges. W. V. S. 430.)

„Seine Ehrfurcht war von da an grenzenlos. Bewundernd und anbetend blickte er zu dem Manne auf, dessen grosses Gesicht da oben hing, so nahe dem hellen Fleck, und der die Macht besass, das Licht und somit alle Dinge der Welt fortzunehmen, wenn er wollte." (O. Rung „Der Fall Arnoldi" a. a. O. S. 116.)

Das Kind, rein als Kind betrachtet, besitzt nur die Fähigkeit zur Einsfühlung, d. h. zu der Form der Liebe, bei der ursprünglich das geistige Selbstbewusstsein von Subjekt und Objekt ausgeschaltet sind. Seinem Wesen, in der Unkenntnis seiner eigenen Werte und Entfaltungsmöglichkeiten, ist die verehrende Liebe, das geistige Korrelat der pädagogischen Liebe des Vaters, nicht eigentlich entsprechend. Wir müssen zur Erklärung die Doppelstellung des Kindes berücksichtigen, die es nicht nur unter gleichorganisierten Wesen aufwachsen, sondern andersartigen Einflüssen ausgesetzt sein lässt. Die Erwachsenenwelt, die durch die Vor-

herrschaft geistiger Gehalte gekennzeichnet ist, wirkt auf das Kind durch das Medium des Vaters, während die geistige Person der Mutter in der Einsfühlung nicht erfasst wird. Obwohl die geistige Zone des kindlichen Ich noch gehaltlos ist, solange das Kind in seinem Leibbewusstsein aufgeht, unterscheidet sich das Kind als Entwicklungswesen vom Tier, dem jede Entwicklungsmöglichkeit über die Leibgebundenheit hinaus fehlt. Das Verständnis für geistige Gehalte, das erst in der Reifezeit gegeben ist, setzt Empfangsbereitschaft für diese schon in der frühen Kindheit voraus. Wir werden vielleicht sogar sagen können: die Tatsache, dass für das Kind noch vor der Ichfindung Vorbilder wirksam werden — wenn auch zunächst nur automatisch vermittelte — beweist, dass das Kind sich schon jetzt auf dem Weg zur geistigen Individualität des Erwachsenen befindet.

Wenn wir die Art der Bindung an den Vater als „Verehrung" bezeichnen, so sind wir uns dabei bewusst, dass mit diesem Ausdruck der eigentümlich schillernde Gefühlskomplex nicht adaequat erfasst wird. Furcht, Abhängigkeitsgefühle, Bewunderung, Respekt, natürliche kindliche Liebe, sind in ihm vereinigt, ohne dass man genau angeben könnte, welches dieser Momente in der Haltung des Kindes den Ausschlag gibt. Dies wird nur im Einzelfall nach der Veranlagung des Kindes und der väterlichen Haltung zu entscheiden sein. In einigen Fällen (vgl. Hebbels Bemerkung) drängt sich der Vergleich mit der Stellung des Primitiven zu den Dämonen auf. Doch werden in dieser die Gefühle der Furcht und der restlosen Abhängigkeit stärker betont als in einem natürlichen Vater—Kindverhältnis. Wir nennen die Liebe des Kindes zum Vater „Verehrung", um sie damit der geistigen Verehrung des reiferen Kindes und Jugendlichen als Vorform einzugliedern. In diesem Verhältnis findet der erste grosse Durchbruch der Erwachsenenwelt in die Welt des Kindes statt. Der Vater zwingt durch sein blosses Dasein das Kind dazu, sich mit der geistigen Sphaere der Erwachsenen in irgendeiner, jetzt noch spezifisch kindlichen Art und Weise auseinanderzusetzen.

Bildete das Verhältnis zur Mutter die Grundlage für die sozialen Beziehungen zur Umgebung, so vermittelt die Bindung an den Vater die ersten Anfänge des Gottesglaubens.[1]) Auf diese Bedeutung des Vater—Kindverhältnisses haben schon Pestalozzi und Froebel hingewiesen. „Ehe das Kind den unsichtbaren Gott lieben kann, muss es den sichtbaren Menschen lieben, Gott muss dem Kinde Mensch werden, zuerst in den Eltern als den ersten Stellvertretern Gottes." (B. v. Mahrenholtz-Bülow, „Das Kind und sein Wesen" S. 204.)

Es scheint nun notwendig, anhangsweise auch das Verhalten des Kindes in nicht so idealen Familienverhältnissen kurz zu charakterisieren. Wir werden — ohne das Thema vollständig erschöpfen zu wollen —, aus der Fülle der Variationsmöglichkeiten zwei typische Fälle herausgreifen:

1. Das Verhalten des Kindes bei wechselnder Einstellung der Eltern: Dies ist vor allem der Fall bei launischen nervösen Eltern, die dem Kind zwar echte Liebe entgegenbringen, aber nicht imstande sind, gleichmässig auf die Wünsche und Forderungen des Kindes einzugehen. Oder die Eltern wollen zwar auch das Beste des Kindes, schlagen es aber bei der geringsten Widersetzlichkeit (bezw. strafen es hart) in dem Glauben, dass nur durch unnachsichtige Strenge ein Kind gut erzogen werden könne. (Vgl. H. Boekkers über die Auffassung des Christentums von der Erziehung des Kleinkindes in: „Sittliche Erziehung . . ." a. a. O.) In beiden Fällen spürt das Kind die Liebe der Eltern, und es wird, seiner seelischen Gesamtsituation gemäss, mit der Mutter einsfühlen, den Vater verehren. Aber die Werterlebnisse, die in diesen Gefühlsbindungen realisiert werden sollen, können sich nicht so ungehindert frei entfalten wie im Idealfall. Die Harmonie des Kindes mit der Welt ist nicht die ungetrübte, die zur Entwicklung seines Gefühlslebens notwendig ist. Das Kind ist gedrückt, seine Liebe belastet.

[1]) Auch wenn man von der Ueberzeugung ausgeht, dass die Fähigkeit zur Bildung der Gottesvorstellung angeboren sei, so ist doch der Anlass zu ihrer Konzeption die erlebte Wirksamkeit einer konkreten Person in der Umgebung des Kindes. — Von einer anderen Fragestellung aus kommt auch die Psychoanalyse zu gleichen Ergebnissen: „Der persönliche Gott ist psychologisch nichts anderes als ein erhöhter Vater." (Freud „Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci" Leipzig-Wien 1923 S. 64.)

Es lebt in der ständigen Furcht, seine Liebe könne nicht erwidert werden, sein Tun den Unwillen der Eltern irgendwie herausfordern. Aber es ist doch wenigstens die Möglichkeit gegeben, dass die genannten Sympathieformen in der Seele des Kindes Aufnahme finden. Zur wirklichen Hasseinstellung gegen den überstrengen Vater, die in enttäuschtem Liebesverlangen begründet ist, kann es erst dann kommen, wenn das Kind sich in jedem Augenblick als Träger seiner Erlebnisse weiss. In dieser Zeit verträgt die einmal geweckte Liebe des Kindes noch starke Belastung. Das Kind vergisst rasch das Böse sowohl wie das Gute, und es ist immer von neuem zur Liebe, zum Vertrauen bereit.

2. Viel schlimmer wirkt sich der zweite Fall aus, wo das Kind sich nicht wechselnder, sondern gleichgültig indifferenter Einstellung der Eltern gegenüber sieht. Da erfährt das schlummernde Liebes- und Ergänzungsbedürfnis überhaupt keine Weckung und Entfaltung (falls nicht Fremde zum Elternersatz werden), denn nur im Geliebtwerden erwacht die Kraft zu lieben. Die Entwicklung des Liebenkönnens wird nun vollständig von der Anlage abhängig. Der Mangel an Liebe in der frühen Kindheit kann zu völliger Verkümmerung der Anlage führen. Das werden die lieblosen egoistischen Menschen oder diejenigen, die sich aus der Qual des Nichtliebenkönnens in die Neurose flüchten. Sehr reich veranlagte Naturen dagegen werden, wenn die Liebe einmal geweckt wird, zu ausgesprochenen Liebesnaturen, die das Bedürfnis haben, die Liebe anderen zu geben, die ihnen selbst in der Kindheit fehlte. Auch in diesem zweiten Fall tritt das Bewusstsein von der Gleichgültigkeit der Eltern erst mit dem Selbstbewusstsein ein. Aber der ungünstige Einfluss auf das Seelenleben des Kindes bereitet sich in diesem Alter schon vor, oft hat das Kind in seinem unglücklichen Zustand nicht einmal mehr die Kraft zum Spielen.

IV. Kind — Fremde.

Die Entwicklung des ersten Jahres verlief dahin, dass das Kind nach einer Zeit freundlicher Indifferenz gegenüber jedem Fremden in eine Furchtperiode eintrat, in der Fremdes mit Abwehraffekten versehen wurde. Mögliche Ausnahmen weisen auf eine, wenn auch noch sehr primitive, instinkthafte Beurteilung der Gesinnung

Fremder hin, die diese dem Kind gegenüber an den Tag legten. Am Ende des Säuglingsalters zeigte sich ein Abflauen der Abwehrreaktionen, dagegen das Auftreten erhöhter Empfänglichkeit für neue Eindrücke.

a) Allgemeine Darstellung der Entwicklung.

Grundsätzlich lässt sich in der Stellung des Kindes zu fremden Erwachsenen im Verlauf des 2.—3. Jahres eine Wandlung aufweisen:

Zu Beginn des 2. Jahres hält die Freude an neuen Eindrücken, fremden Gesichtern, noch an. Ein Kind begegnet meist nur freundlichen Gesichtern und kennt deshalb keine Furcht vor Fremden mehr. Auch erhält es von seiner nächsten Umgebung soviel Beweise einer liebevollen Gesinnung, dass es von vorneherein von jedem ihm entgegentretenden fremden Menschen nur Gutes erwartet.

Es ist eine eigentümliche Empfangsbereitschaft im Kind für Subjekt-Objekt-Beziehungen, die gleiche, die zur Entwicklung seines Weltbildes verhilft. Das Kind darf nicht in der Abwehrstellung Fremden gegenüber verbleiben. Es muss neue Werte entdecken können, um so allmählich das Weltbild der Erwachsenen in sich aufzunehmen. Dieser Entwicklungsprozess findet aber nur statt, wenn das Kind furchtlos an Dinge und Menschen herantritt.

Nach dieser Zeit des freien Vertrauens setzt ungefähr im dritten Viertel des 2. Jahres ein Verhalten ein,[1]) das gewisse Merkmale mit demjenigen während der Furchtperiode teilt. Das Kind beginnt schweigsam Fremden gegenüber zu werden, es verkriecht sich hinter der Mutter, es gibt nicht mehr ohne Zögern die Hand, sondern verhält sich, wenigstens im ersten Moment, vollständig ablehnend.

1,8: „Zu erwachsenen Personen spricht Irmgard kein Wort, sobald diese aber fort sind, lacht sie laut los und sagt alles, was sie sagen sollte." (Simoneit a. a. O. S. 226.)

Hier liegt nicht mehr instinktive Furcht vor Fremden vor, sondern es ist ein Zustand der

[1]) Eine genaue zeitliche Bestimmung dieser Wandlung ist nicht anzugeben. Der Umschwung tritt je nach der geistigen Entwicklung verschieden früh ein.

Schüchternheit und Verlegenheit, der auf einen höheren Grad der Urteilsfähigkeit schliessen lässt. Zwei verschiedene seelische Vorgänge ergeben diesen komplexen Zustand. Einerseits macht sich das Kind anscheinend über fremde Gesichter „Gedanken", es beurteilt sie in primitiver Weise. Das Verhalten im Verkehr mit Fremden wird dem Kind als Problem deutlich:

2½: „Gegen Fremde ging er jetzt wieder vorsichtig sondierend vor — nicht ängstlich, aber zurückhaltend. Er betrachtete sie stets aufmerksam, versteckte sich aber etwas hinter mich oder die Mutter." (Dix II, 34.)

Andererseits fühlt das Kind in dieser Zeit schon instinktiv, dass es von den Fremden beobachtet wird und unterliegt dem Drang nach „Selbstdarstellung" (Groos) vor ihnen.

2½: „Sobald sie ihm aber zunickten, oder er sonstwie fühlte, dass sie ihm gut freund waren, suchte er ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, indem er sich in seinen zurzeit gerade vorherrschenden Künsten zeigte. Ja, es kam vor, dass er Sachen machte, woran sonst nicht zu denken war, alles nur, um sich den Fremden zu zeigen. Es war das Stadium, das jedem Erzieher bekannt ist, wo Kinder alles tun, um „sich sehen zu lassen". (Dix a. a. O. II S. 34.)

b) Reaktive und spontane Einstellung.

Zu Anfang der zur Untersuchung stehenden Zeit lässt sich die Sympathie des Kindes noch durch materielle Dinge vom Wert „angenehm" bestimmen und lenken.

Wichtiger und interessanter ist die Zeit, in der das Kind völlig frei von diesen Bestimmtheiten seine Zu- und Abneigungen zu erkennen gibt. Dieser Zeitpunkt setzt ein mit der vorher erwähnten abwartenden Haltung Fremden gegenüber und ist charakteristischerweise der gleiche, von dem ab das Kind das Alleinspielen bevorzugt. Beidem müssen ähnliche Motive zugrunde liegen. In der vorhergehenden Zeit war das Kind in hohem Masse empfänglich für neue werthaltige Eindrücke. Nun scheint es genügend Werte entdeckt zu haben, um sich aus ihnen die Vorstellung eines ihm wertvollen Menschen bilden zu können.

(Parallel damit geht die Entwicklung des Alleinspiels: das Kind braucht keinen Mittler zur Sache, weil ihm nun die Gegenstände selbst mit wechselndem Bedeutungsgehalt erfüllt sind.) Dieser Prozess setzt schon einige ihn fundierende Erfahrung voraus, aus deren — affektiv bestimmter — Verarbeitung er hervorgeht. Die Erfahrungen stammen zumeist aus den Erlebnissen, die das Kind aus der Bindung an die Eltern und den früheren Bekanntschaften mit Fremden gewinnt, d. h. die Art der „Werterwartung" ist weitgehend beeinflusst von stattgehabten Wertverwirklichungen.

Es ist nicht notwendig, dass das Kind nun schon bewusst Werte und Unwerte als einem Menschen anhaftende erkennt. Sondern das Wesentliche ist, dass die Beziehung zwischen Kind und Fremden dieser Wertvorstellung entsprechen muss. Mit der Entwicklung des Urteils- und Denkvermögens entsteht also das Bedürfnis, die Möglichkeit von Werterlebnissen in der Beziehung zu Fremden herauszufühlen, um danach das Verhalten zu ihnen einzustellen. Natürlich ist — wie immer beim Kind — der Wert eines Menschen nicht sein Totalwert, sondern liegt für das Kind vorwiegend in der Richtung der freundlichen Gesinnung ihm gegenüber, oder, allgemeiner, in der dem Kind sympathischen Art seiner Haltung.

Der erste Zustand der Schüchternheit ist, nach dem Verhalten des Kindes zu schliessen, diesem selbst unbehaglich, eben weil es nicht recht weiss, wie es sich verhalten soll. Es muss erst herausfühlen, welchen „Charakter" der Fremde hat, ehe es Sympathie oder Antipathie walten lassen kann. Hier sieht man den grossen Fortschritt im Vergleich zum Seelenleben des Säuglings, dessen Gefühle ein unreflektiertes Ausströmen von sympathischen und antipathischen Regungen waren. Die noch so primitiven Reflexionen des 2 jährigen setzen immerhin schon ein relativ zusammenhängendes Bewusstseinsleben voraus. Wenn sie auch noch nicht Symptom für ein tatsächlich vorhandenes Selbstbewusstsein sind, bereiten sie dieses doch vor.

Die Qualität der „erwarteten" Werterlebnisse ist bei den einzelnen Kindern verschieden. Die mehr passiven bedürfen einer aktiven Anregung von seiten des Erwachsenen, für diese ist alle Freundlichkeit als solche wertvoll. In der Anteilnahme des Erwachsenen

an ihren Angelegenheiten fühlen diese Kinder sich in ihrem Wesen verstanden. Sie müssen durch Freundlichkeit aufgeschlossen werden, um lieben zu können. Die Kehrseite ist, dass diese Kinder relativ wenig „Menschenkenntnis" besitzen. Wer zu ihnen liebevoll ist, wird geliebt, ohne Unterschied der Person und Wesensart. Dagegen haben sie nur in den seltensten Fällen die Kraft zu lieben, wenn der Erwachsene ihnen nicht entgegenkommt.

Die anderen, selbständigeren Kinder lehnen jede Bemühung des Erwachsenen ab und fühlen sich gerade zu demjenigen hingezogen, der ihnen gegenüber neutral bleibt.

2,1: „Sie ist sehr mitteilsam Fremden gegenüber, wenn diese sich nicht allzusehr um sie bemühen." 3,0: „Sie bleibt völlig ablehnend, wenn der Fremde sich intensiv um ihre Freundschaft bemüht. Verhält er sich aber völlig passiv, so kann er es fast in jedem Fall mit grosser Sicherheit erleben, dass das Kind „auftaut" und ihn schon sehr bald mit ihren Erzählungen und Spielsachen überhäuft." (Simoneit a. a. O. S. 278, 328.)

Freundlichkeit des Fremden ist diesen selbständigen Kindern kein unbedingt positiver Wert mehr. Es sind andere Wertvorstellungen, deren Verwirklichung das Kind erwartet. Vielleicht erhebt das Kind schon die Forderung, dass der Erwachsene seine, des Kindes, Individualität achten und ihm die Auswahl der ihm sympathischen Menschen vorbehalten solle. Und alles Entgegenkommen des Erwachsenen erscheint dann dem Kind als unerwünschter Versuch, seine Gefühlseinstellung zu beeinflussen.

Beiden Typen gemeinsam ist das prüfende Abwarten, wie der Fremde sich verhält. Der Grund, um dessen willen zu einem Fremden Zuneigung entsteht, liegt in jedem Fall in der Haltung des Erwachsenen selbst, und Sympathie wie Antipathie sind die Reaktion auf diese. Wieweit diese Gesinnungsregungen im Bewusstsein des Kindes begründet, motiviert werden, wissen wir nicht. Nur sein Verhalten, in dem keineswegs spontane Zuneigung oder Abwehr liegt, lässt den Schluss auf vorausgegangene primitive Reflexionen im Inneren des Kindes zu.

Kindgemäss ist die abwartende reflektierende Haltung Fremden gegenüber nicht. Dem Kind entspricht vielmehr die Hingabe an einen ersten entscheidenden Eindruck. Die Erklärung ist

wiederum in der Doppelstellung des Kindes zu suchen. Die Einflüsse, die aus der Welt des Erwachsenen auf das Kind wirken, sind so mannigfaltig, dass sie einer gewissen Auswahl unterzogen werden müssen. Diese Auswahl ist nicht mehr in der Organisation des Kindes angelegt, wie es die Selektion der Umgebungsreize im Säuglingsalter war. Nicht nur die „Wertmassstäbe" der einzelnen Kinder sind verschieden: jedes Kind, das überhaupt eine bestimmte Wahl trifft, beurteilt und sondert in elementarer Weise die auf es wirkenden Eindrücke. Der Verkehr mit Gleichaltrigen (s. u.), der Wesen gleicher Entwicklungsstufe zusammenschliesst, unterliegt im Gegensatz zum Leben mit Erwachsenen keiner Auswahl.

Neben der reaktiven Haltung zeigt das Kind in dieser Entwicklungsphase zum ersten Mal unverkennbar spontane Einstellungen im Verkehr mit Fremden.

„Es gibt Leute, die er nicht leiden kann. Eine gibt es, die vergebens um seine Gunst bettelt; und mit einer anderen, die ihm noch nicht einmal guten Tag gesagt hatte, schloss er vorgestern Freundschaft, indem er auf ihren Schoss kletterte und sichs dort mit einschmeichelnder Entschlossenheit bequem machte." (K. Ewald „Mein kleiner Junge" München o. J. S. 83.)

Das Kind ergreift ohne Zögern die Initiative; dabei ist zu betonen, dass diese spontane Anhänglichkeit nicht in die Zeit der Zutraulichkeit zu allen Fremden fällt, sondern in das spätere Stadium, in dem sie im Gegensatz zu der gewöhnlichen abwartenden Haltung steht. Der Erwachsene kann diesen spontanen Gefühlsregungen meist kein volles Verständnis entgegenbringen, vor allem, weil das Kind selbst sie nicht ausdrücklich zu motivisieren weiss. Sie scheinen absolut ursprünglich, aber dennoch irgendwie notwendig aus dem Inneren des Kindes zu entspringen. Die spontane Sympathie ist nicht das willenlose Hinneigen des Säuglings, sondern eine selbständige freie Gesinnungsäusserung.

Der Beweggrund einer so plötzlich auftauchenden Sympathie kann — vom Beobachter aus gesehen — ein doppelter sein:

Fremde, besonders Verwandte der Eltern, können in Blick, Gang oder Stimme gewisse Aehnlichkeit mit den vertrauten Zügen der Eltern aufweisen. Von ihnen erwartet dann das Kind selbstver-

ständlich eine gleich zärtliche Behandlung wie von den Eltern. Deshalb werden auch einzelne Menschen mit „Papa" oder „Mama" angeredet, niemals diejenigen, bei denen sich das Kind nicht an die Eltern erinnert fühlt.

Möglich, wenn auch seltener, sind Motive aesthetischer Art.[1])

„Zwischen den Tischen gehen die Kellner umher. Sie tragen schwarze glänzende Röcke, und ihre weissen Hemdbrüste leuchten viel schöner und strahlender als die des Vaters. Ein wildes Entzücken durchfährt Moni, sie lässt sich von ihrem Stuhl herab. „Tag —." sagt sie und streckt furchtlos die Hand aus. Während er sich lächelnd niederbeugt, blitzen seine Augen wie die Kuppen angezündeter Streichhölzer. Moni wünscht sich, von diesen Armen emporgehoben zu werden, diese strahlende Hemdbrust zu streicheln, und um diesen Augen etwas Gutes zu tun, . . streift sie vorsichtig die neue Perlenkette vom Hals und schiebt sie neben den Kellner auf den Tisch." (A. T. Wegner „Moni" a. a. O. S. 167.)

Es lässt sich beobachten, dass schon das Zweijährige sich stärker zu einem schönen als einem hässlichen Menschen hingezogen fühlt.[2]) Noch ist das nicht die echte, Leib und Seele als harmonische Einheit schauende Erotik, aber ihre Wurzel, „das Entzücken über Schönheit, Anmut oder Kraft des fremden Leibes" (Spranger „Psych. d. Jug." S. 82) ist schon vorhanden. Und ganz unbewusst kann sich schon eine Bevorzugung des andersgeschlechtlichen Fremden geltend machen.

Erotische Motive können auch im Zusammensein mit den Eltern eine Rolle spielen, wenn der aesthetische Sinn einmal geweckt ist. Dann fallen dem Kind plötzlich die Haare oder Augen der Mutter als besonders schön auf. Aber der Beginn der erotisch gefärbten Sympathie ist immer nur durch den Anblick eines Fremden gegeben, mit dem das Kind noch kein anderes Band verknüpft, als nur die Freude an seinem Aeusseren.

Aus dem ersten aesthetisch betonten Eindruck entwickelt sich auch bei längerem Zusammensein keine der echten Erotik ähnliche

[1]) Auch auf anderen Gebieten macht sich aesthetischer Sinn bemerkbar. „Es ist sehr empfänglich für erfreuenden Sinnenschein, für bunte Farben, Bilder und Figuren, für Gesang und Klavierspiel, für Verschen mit ausgeprägtem Rhythmus, Gedichte und Märchen." (W. Stern „Psch. d. frühen Kindh." 5. Aufl. 1928 S. 289.)

[2]) Umgekehrt ist eine heftige spontane Abneigung häufig auf Motive aesthetischer Natur zurückzuführen

Gefühlseinstellung. Den Weg zur seelisch-geistigen Schönheit findet das Kind in diesem Alter nicht. Die Werte, die in der Beziehung zu Fremden verwirklicht werden können, sind die Werte des bösefreundlich, heiter-traurig, keine Werte geistiger Qualität. Die Freude des Kindes an der Schönheit des Anderen begründet nur seine erste affektive Stellungnahme.

Selbst das innigste Verhältnis, dessen das Kind fähig ist, dasjenige zur Mutter, übersteht nicht eine längere Trennung. In sehr verstärktem Masse gilt das für die Beziehung zu Fremden.

Ein Fremder ist nur eine kurze positive Anregung, eine länger dauernde, innige Bindung kann neben der Bindung an die Mutter nicht aufkommen. Nur in schlechten Familienverhältnissen können Fremde Ersatz für die Eltern sein. Das Zärtlichkeitsbedürfnis, das in seiner nächsten Umgebung nicht verstanden und befriedigt wird, sucht sich dann fremde Erwachsene als Objekt, die das Kind mit all den Gefühlen überschüttet, die eigentlich den Eltern gelten.

Ergebnisse: Kind — Erwachsener.

Bande der Sympathie, gegründet auf Hilfsbedürftigkeit und Helfenwollen, Sehnsucht nach Zärtlichkeit und Liebesbeweise sind es, die — neben dem Spiel — das kindliche Seelenleben ausfüllen. Aus den verschiedenartigen Erlebnissen von Sympathie und Antipathie erwächst das eine allen gemeinsame Bewusstsein von der Ueberlegenheit des Erwachsenen. Nicht nur in seinem Aeusseren, seiner grösseren Gestalt, sondern auch in seinem ganzen Wesen, seiner scheinbar unbegrenzten Leistungsfähigkeit und Macht erscheint der Erwachsene dem Kind als ein höheres Wesen. Nach der Anschauung der Individualpsychologie ist Zuneigung zum Erwachsenen nur ein Mittel, um das Minderwertigkeitsgefühl ihm gegenüber zu überwinden.

„Die seelische Entwicklung des Kindes ist nicht ausschliesslich vom Geltungsstreben . . . erfüllt. . . Es gibt einen zweiten Weg, den das Kind einschlägt, um sich dem Gefühl der Minderwertigkeit zu entziehen. Das Kind muss es in der Not des Lebens frühzeitig lernen, der biologisch gegebenen Tatsache Rechnung zu tragen, dass die Menschen nur in sozialen Gemeinschaften lebensfähig

sind." (E. Wexberg „A. Adlers Ind. ps. u. ihre Bedeut. f. d. Kinderforsch." Zschr f. Kinderforsch. Bd. 30, 1925.)

Nach der von uns vertretenen Auffassung, nach der Liebe nie Mittel zum Zweck, sondern ein nicht weiter zurückführbares Urphaenomen ist, erschliesst erst die intentionale Beziehung zu Erwachsenen deren Wert, nicht umgekehrt. Jedenfalls ist das Minderwertigkeitsgefühl nicht von Anfang an vorhanden, sondern nur Folge der Entmutigung des Kindes durch den Erwachsenen. Das natürliche Streben des Kindes geht dahin, so gross, so wissend zu werden wie der Erwachsene; nicht dadurch, sondern erst durch Unterdrückung dieses Drangs, wird im Kind das Gefühl des eigenen Unwerts ausgelöst. (Der Wunsch des Kindes, aus seiner Welt in die Erwachsenenwelt zu gelangen und in dieser etwas zu gelten, gehört nicht mehr in diesen Zusammenhang.)

Jeder Erwachsene verkörpert für das Kind apriori einen Wert — auch wenn er dem Kind unsympathisch ist, wird dieser allgemeinste Wert — das Ueberlegensein — auf ihn übertragen — und wirkt deshalb als Autorität. In dieser Zeit herrscht der Zustand autoritärer Bindung. Dabei werden die Forderungen des Erwachsenen nicht allzusehr als Beeinträchtigungen der eigenen Wünsche empfunden. Noch ist das Kind seines Willens als Ausdruck seines persönlichen Ichgefühls nicht vollständig bewusst.

V. Kind — Kinder.

Ganz neue Werthaltungen treten in der Beziehung des Kindes zu Gleichaltrigen auf. Das Aufblicken zur Autorität wird abgelöst durch Auswirkungen des Eigenwillens, der Kampftriebe, sowie der positiven sozialen Gefühle. Kein Kind könnte auf die Dauer ein Zusammenleben mit Erwachsenen, isoliert von Gleichaltrigen, ohne Schädigung seines Charakters und seiner Entwicklung ertragen. Wie jedes Wesen bedarf es anderer, auf gleicher Entwicklungsstufe stehender Wesen, mit denen es sich vergleichen kann. Die Bindung an die Erwachsenen würde sonst unnatürlich stark werden; dann verlangt das Kind tyrannisch ihre ständige Gegenwart und vermag nicht, sich allein zu beschäftigen. Selbst — oder gerade — der liebevollste Erwachsene kann dem Kind nicht das ersetzen,

was es im Zusammensein mit Gleichaltrigen direkt oder indirekt an seelischer Bereicherung erfährt.

Jedes Kind fühlt sich hingezogen zum Gleichgrossen, Gleichaltrigen, es sucht mit ihm Fühlung zu gewinnen, in Kontakt zu kommen. Hier fragt das Kind nicht nach fremd oder vertraut: jedes Kind ist ihm ein gleichartiges Wesen, mit dem man einfacher, unbefangener, umgehen kann als mit dem fremden Erwachsenen. Während die verlegene Zurückhaltung vor Fremden allgemeines Kennzeichen für die Einstellung des 2jährigen ist, scheiden sich im Verhalten zu Gleichaltrigen die aktiven und die passiven Naturen.

1,6: „Ueberall, wo Kinder sind, überwindet sie die Schüchternheit, die sie fremden Erwachsenen gegenüber zeigt, sehr schnell und kann auch ohne Eltern längere Zeit in einer völlig fremden Familie, in der kleine Kinder sind, bleiben." (Simoneit a. a. O. S. 193.)

Dagegen H. Neugebauer (a. a. O.) 1,5: „Gegen etwa gleichaltrige Kinder ist er scheu und verlegen."

Bei der Untersuchung der Beziehung von Kind zu Kind sind zwei Gesichtspunkte zu berücksichtigen:

a. Das Verhältnis zu Kindern als Spielgefährten.

b. Die Beziehungen im Zusammenleben mit einzelnen Gleichaltrigen.

a. Seiner geistigen und körperlichen Entwicklung nach ist das 1½ jährige schon fähig, mit anderen Kindern in einen längere Zeit anhaltenden Kontakt zu treten: es kann laufen, den Sinn von Worten verstehen und selbst etwas sprechen. Das kindliche Leben und Tun findet seine Ausgestaltung im Spiel: die Anbahnung von Freundschaften könnte sich also am leichtesten auf der Basis eines gemeinsamen Spiels vollziehn.

In Wirklichkeit jedoch lehnt das Kind bis zum 4.—5. Jahr nahezu jeden Spielgefährten ab, es bevorzugt Alleinspiel, Alleinbesitz seines Spielzeugs. Dieser scheinbare Egoismus erklärt sich aus der Bedeutung, die das Spiel für das Kind selbst besitzt. Das Bedürfnis, sein eigenes werdendes Ich und nur dieses in selbsttätigem Schalten und Walten mit den Dingen zur Darstellung und zum bewussten Erleben zu bringen, macht es unfähig, die Spiel-

phantasien anderer nachzuleben. Alleinspielen lässt also nicht auf asoziale Einstellung schliessen. Es fehlt diesem Alter die Gemeinsamkeit der Beziehung auf eine von eindeutig festgelegtem Sinn erfüllte Handlung, die ein Zusammenspiel ermöglichen würde.[1]) Es fehlt aber auch die wirkliche Einstellung aufeinander. Das „Auseinander"- und „Nebeneinander"spielen, das M. Muchow (Psych. Probl. d. frühen Erzieh. 1929, S. 64) als typische Formen des „Zusammen" bei 4—5 jährigen angibt, ist noch nicht vorhanden. Das gemeinsame Spiel der 2 jährigen könnte eher ein „Gegeneinanderspielen" genannt werden.

Jedes Kind will sein Spiel spielen, d. h. es will die Werterlebnisse, die, in jedem Augenblick wechselnd, der Beziehung zu den Objekten anhaften, nicht aufgeben. Diese Identität, das Hineinbeziehen des Spielzeugs in das dadurch ausgeweitete Ich des Kindes, wird nur verstärkt und bejaht, nicht hervorgerufen, durch das Bewusstsein des ausschliesslichen Besitzes, der ihm von den Erwachsenen zugestanden wird.

Das gemeinsame Spielen mit Spielzeug ergibt für das Problem der Anbahnung von Kontakt ein negatives Resultat. Das einzige „Spiel", das Kinder zu verbinden imstande sein kann, ist Laufen: „Das Spiel der Kinder besteht nur im Rennen durch die Zimmer." (Simoneit a. a. O. S. 317.)

Dennoch ist es unbestreitbar, dass das Kind die Gesellschaft Gleichaltriger bevorzugt und aufsucht. Das einfache Zusammensein bringt schon Freude.

Am reibungslosesten geht das gemeinsame Spielen vonstatten in einer zufällig zusammengewürfelten Spielgruppe, die ihre Einheit in der Beziehung auf die gleiche Spielhandlung, das Kreisspiel, besitzt. Das kleine Kind versteht meist noch gar nicht die Spielregeln, es macht Fehler und wird von den Grösseren nicht gern gesehen; trotzdem versucht es mit allen Mitteln, mitspielen zu dürfen. Es mischt sich unter ganz fremde Kinder, ergreift sie bei der Hand, oder wenn es das im Kreise älterer Kinder nicht

[1]) Einfühlungsfähigkeit ist, wie gezeigt wurde, kein primärer Faktor in der Beziehung des Kindes zur Umwelt, sondern sekundäre Begleiterscheinung einer schon bestehenden Sympathie zum einzelnen Du.

wagt, steht es sehnsüchtig daneben und ist schon beglückt, überhaupt dabei sein zu dürfen.

Charakteristisch für die Einstellung des Kindes zu Gleichaltrigen ist, dass das Geselligkeitsbedürfnis nahezu keiner Auswahl unterliegt. Während schon das 1 jährige in der Behandlung Erwachsener weitgehend durch Sympathie und Antipathie bestimmt war, macht auch das 2 jährige in der Stellung zu Gleichaltrigen kaum Unterschiede. Selbst wenn bereits das eine oder andere bevorzugt wird, „werden alle diese Sympathien und Antipathien beiseitegesetzt, sobald es sich darum handelt, dass das Kind in den Kreis eintreten und mitspielen will." (E. Stern a. a. O.)

Was das Kind die Gemeinschaft anderer aufsuchen lässt, ist nicht Liebe, nicht Sympathie. Das Kind unterliegt dem wahllos waltenden Geselligkeitstrieb, der, ohne Unterschied der Person, auf gleichartige Wesen überhaupt gerichtet ist. Es ist der gleiche Herdeninstinkt, der gesellschaftlich veranlagte Tiere zur Gruppenbildung veranlasst, und der aus anderen Strebenswurzeln entspringt, als die psychische Ergänzungsbedürftigkeit des 2 Monate alten Kindes, die es wesenhaft auf die lebende Umgebung hingeordnet sein lässt. Das 2 jährige könnte, seiner Entwicklung nach, schon Unterschiede im Verhalten zu Gleichaltrigen machen — das vermag das 2 Monate alte nicht — aber es tut es nicht, weil in ihm der Trieb zur Annäherung an das Gleichaltrige stärker ist als etwaige Antipathieregungen. Der Geselligkeitstrieb ist nicht Grundlage und Bedingung der sympathischen Gefühle überhaupt. Er tritt als Trieb zu einer Zeit in Erscheinung, in der durch reicheres Verständnis und Innenleben die Sympathiebeziehungen zur Umgebung sich schon weitgehend differenziert haben. Sympathie, Liebe des Kindes meint — in diesem Alter — die Menschen, die dem Kind wirklich eine Ergänzung sein können, also die Ueberlegenen, Hilfreichen. Der Geselligkeitstrieb des Kindes wie der Tiere wendet sich nicht an das Ueberlegene, sie Ergänzende, sondern an das Gleichartige, auf gleicher Entwicklungsstufe stehende. Er ist auch nicht die Grundlage all der Beziehungen, die das Kind im späteren Entwicklungsstadium mit Gleichaltrigen eingeht. Geselligkeit fundiert überhaupt nicht Liebe, sondern nur die für die Gemeinschaft notwendigen

sozialen Handlungen und Reaktionen: Solidarität, Altruismus, Mutualismus.

b) Die Beziehung zum einzelnen Du.

Wirkliche Sympathie im Sinn eines harmonischen Miteinanderlebens und -spielens kann schon deswegen zwischen Kindern sehr selten entstehen, weil das Kind nur da lieben kann, wo es sich verstanden fühlt, seinerseits aber zu dem Verstehen des anderen noch nicht reif ist. Nach den Ergebnissen von Faulwasser („Der päd. Gehalt früher Kindh.-Erinn." Zschr. f. päd. Psych. 1927) wird unter 23 Berichten die negative Seite des kindlichen Zusammenlebens durch 17 Zeugnisse belegt, die positive durch 6. Und auch die Behandlung derer, zu denen sich das Kind besonders hingezogen fühlt, ist eine vollständig andere als die der sympathischen Erwachsenen: sie ist vorwiegend bestimmt durch Ueber- und Unterlegenheitsverhältnisse. Wie in der tierischen Herde das Leittier die Herde führt und von ihr anerkannt wird, so gibt es unter gleichaltrigen Kindern nicht Liebe zwischen zwei gleichberechtigten Individuen, sondern stets das Verhältnis von Führen und Geführtwerden, wohlwollendem oder herrschsüchtigem Hinabblicken und bewunderndem Aufblicken. Das aktive Kind sieht im gleichaltrigen ein Objekt, das es trotz seiner eigenen Kleinheit beherrschen kann, und das von ihm, dem Selbständigen, Selbstsicheren, in gewisser Weise abhängig ist. Der unbewusste, triebhafte Drang des Kindes nach Einfluss und Herrschaft über andere kann sich in der Beziehung zu Gleichaltrigen stärker auswirken als im Verhältnis zu Erwachsenen. Beispiele eines asozial erscheinenden Machttriebes finden sich zahlreich:

1,10: „Die Versuche, den Knaben mit anderen Kindern zusammenzubringen, haben bisher viel Unannehmlichkeiten bereitet, entweder küsst er sie herzlich ab . . oder er schlägt, beisst, rauft sie an den Haaren." (Scupin a. a. O. S. 91.)

Diese scheinbare Rohheit beruht auf der ungebändigten Freude an der Machtentfaltung. Grausamkeit liegt ihr nicht zugrunde, sondern sowohl ein gesteigerter Tätigkeitstrieb, der Gutes und Böses nicht zu scheiden vermag, als auch die völlige Verständnislosigkeit für fremden Schmerz (vgl. „Mitleid").

1,10: „Seine Attacken sind wohl selten böse gemeint, er ist immer sehr erschrocken über den Erfolg." (Scupin S. 91.)

Das gleiche Kind kann ein anderes kratzen und beissen, das es im nächsten Augenblick sanft streichelt (und umgekehrt), oder das gegen seine Mutter feinfühlig und rücksichtsvoll ist. Rücksichtslosigkeit des Kindes lässt sich immer auf Nichtwissen um fremdes Seelenleben zurückführen. Der Machttrieb ist eine ebenso ursprüngliche Tendenz in dem auf Geselligkeitstrieb beruhenden Zusammenleben, wie das Sichgeborgenfühlen unter dem Schutz der Autorität in den frühkindlichen Sympathiebeziehungen mit der Erwachsenenwelt. Beide folgen nicht auseinander noch bedingen sie einander.

Das passive Kind sieht in dem überlegenen Spielgefährten nicht einen kleinen Erwachsenen, dessen Autorität bedingungslos anerkannt wird. Gerade weil es diesen als Kind betrachtet, wird jede Handlung und Bewegung als etwas ganz Besonderes bewundert:[1])

2,1: „Mit verklärter, ja geradezu verliebter Miene verfolgt er jede Bewegung seines Freundes: „sieh mal, Mama, ach, Sohni sisst, Sohni macht Musik, teigt" usw. geht es unermüdlich, und Sohni lässt sich alle Bewunderung gnädig gefallen." (Scupin a. a. O. S. 102/103.)

Positiv äussert sich das Ueberlegenheitsgefühl über Gleichaltrige in der Form des Beschützertums, geleitet vom Gattungsinstinkt. Typisch ist für diese Haltung die liebende Sorgfalt, die das Kind seiner Puppe zuwendet. Das ist nicht blosse Nachahmung des mütterlichen Tuns dem Kind selbst gegenüber, sondern das selbsttätige Bedürfnis des Kindes, ein Ding zu haben, das es pflegen und warten darf. Aber auch im Zusammensein mit lebenden gleichaltrigen Wesen kann — wenn auch seltener — ein mütterliches Gefühl aufquellen. Schon das kleine Kind hat eine Vorliebe für alles Kleine, das noch kleiner ist als es selbst, noch weniger weiss, und für das man deshalb sorgen muss.

---

[1]) In Wirklichkeit gibt es kein nur aktives oder nur passives Kind. Das Gefühl des Ueber- und Unterlegenseins wechselt bei dem gleichen Kind, je nachdem, welches Gleichaltrige es vor sich sieht. Es ist auch nicht die Regel, dass in einer Kinderfreundschaft immer das eine aktiv, das andere passiv ist. Meist sind beide Kinder gleich aktiv, und geraten deshalb sofort in Streitigkeiten.

Gesondert betrachtet werden muss die Einstellung des Kindes zu Geschwistern, seinen dauernden Gefährten, mit denen es alles zusammen erlebt, alles teilen muss. Zu älteren Geschwistern verhält sich das Kind ähnlich wie zu den Erwachsenen der Familie, deren Gegenwart ihm selbstverständlich ist. Dabei bildet sich meist ein Gewohnheitsverhältnis heraus, in dem das Aeltere die Führerrolle übernimmt.

Einschneidend für das ganze Leben des Kindes kann dagegen die Geburt eines Bruders oder einer Schwester sein, die das Kind schon bewusst miterlebt. Erinnerungen, wie die von G. Reuter, dass die Ankunft eines 2. kleinen Bruders ihr gar keinen Eindruck gemacht habe, sind jedenfalls nur Ausnahmen. Das gewöhnliche ist eine doppelte Enttäuschung, zunächst über das Neugeborene, das noch gar kein richtiger Spielgefährte ist, wie das Kind, durch die Erzählung der Eltern angeregt, erwartete, noch nicht laufen und sprechen kann.

„Als er einige Stunden nach der Geburt in ihre Wiege geschaut hatte, erklärte er mit pädagogischem Ernst: „sie is'n bischen albern." (O. Ernst „Buzi" a. a. O. S. 196.)

Diese Enttäuschung würde jedoch in den meisten Fällen aufgehoben werden durch die Freude an dem Kleinen, das man bemuttern kann, wenn sich das Kind nicht tiefer noch durch die Eltern getäuscht fühlte. Es erlebt, wie die Eltern besonders die Mutter, nicht mehr so ausschliesslich für seine Wünsche zur Verfügung stehen; es ist aber noch zu jung, um die Notwendigkeit der grösseren Sorgfalt für das Neugeborene einzusehen und zurückzutreten. Diesem „Eindringling" gegenüber setzen die antisozialen Einstellungen ein wie Missgunst, Eifersucht, Misstrauen, an denen jedoch die Eltern selbst durch Vernachlässigung ein gut Teil Schuld tragen.[1]) Die negative Einstellung und ihre Auswirkung ist an sich nicht die primäre, sondern in den meisten Fällen verursacht durch die Einseitigkeit, mit der sich die Eltern dem Neu-

[1]) „Das durch die Geburt eines Geschwisters in die 2. Linie gedrängte, für die erste Zeit von der Mutter fast isolierte Kind, vergisst ihr diese Zurückstellung nur schwer. Gefühle, die man beim Erwachsenen als schwere Verbitterung bezeichnen würde, stellen sich bei ihm ein und werden oft zur Grundlage einer dauernden Entfremdung." (Freud „Einführ. in d. Ps." a. a. O. S. 349.)

geborenen zuwenden. Häufig äussert das Kind den Wunsch, das Neugeborene totzuschlagen oder es wieder dahin zurückzutragen, von wo es gekommen sei.

2,0: „Ich genügte für meine Bedürfnisse, was brauchte ich einen Bruder? Und nicht bloss unnötig war er, sondern mitunter sogar hinderlich. Wenn ich die Grossmutter belästigte, wollte er sie ebenfalls belästigen, wenn ich im Kinderwagen gefahren wurde, sass er mir gegenüber und nahm mir die Hälfte Platz weg, sodass wir uns mit den Füssen bekriegten." (Spitteler a. a. O. S. 40.)

Erst wenn das jüngere Kind etwas grösser geworden ist und der mütterlichen Sorge weniger ausschliesslich bedarf, kann sich auch das Verhalten des Kindes ändern. Das jüngere erscheint ihm nun als Spielobjekt, als Puppe, für das es sorgen kann.

„Ich war fast altklug zuverlässig in allerlei Handreichungen und Pflege der jüngeren Geschwister und tat sie gerne; sie waren mir wie ein ernsthaftes Puppenspiel." (A. Malberg „Aus dem Bilderbuch einer reichen Kindheit" Dresden 1906 S. 23.)

Sobald sich das Aeltere an die Gegenwart des Jüngeren gewöhnt hat, erwachen in ihm die gleichen mütterlichen Gefühle, die die Gegenwart von fremden kleinen Kindern hervorrufen kann. Es bewacht den Schlaf des Säuglings, es schiebt den Kinderwagen, es beruhigt das schreiende Kind und sucht es in den Schlaf zu singen.[1])

Ergebnisse.

Bei einem Vergleich der kindlichen Stellungnahmen zu Erwachsenen und zu Gleichaltrigen fällt auf, dass in der Beziehung zu ersteren die asozialen, in der zu letzteren die sozialen Verhaltensweisen die Ausnahmen bilden. Das Erlebnis der Autorität, das die Hauptrolle in der Gefühlsbindung an den Erwachsenen spielte, fällt bei Gleichaltrigen fort. Dagegen entwickelt sich hier der vitale Machttrieb, der im Verkehr mit Erwachsenen nahezu keinen Wirkungsbereich hatte.

Für das Zusammenleben von Kindern untereinander gilt von vorneherein das gleiche wie für die Beziehung des Kindes zu Fremden:

[1]) Für die Psychoanalyse ist allgemein Hass die Grundlage der Stellung der Geschwister untereinander, speziell das Verhältnis der weiblichen zu den männlichen Geschwistern durch das Minderwertigkeitsgefühl des Mädchens dem Mann gegenüber bestimmt.

tiefgehende Einflüsse auf das Gefühlsleben des Kindes gibt es nicht, solange das Verhältnis zu den Eltern noch keine Beeinträchtigung oder Störung erfahren hat. Die Freude am Zusammensein mit Gleichaltrigen ist, abgesehen vom Erwachen mütterlicher Gefühle, überhaupt nicht Liebe, sondern basiert ausschliesslich auf dem vitalen Trieb nach Geselligkeit. Die Wertqualitäten, die dem Verhältnis zum einzelnen gleichaltrigen Du anhaften, sind deshalb auch nicht seelischer Art wie die in der Sympathiebeziehung zu Erwachsenen. Ausser dem allgemeinsten Wert des Du schlechthin, den das Kind in der Auseinandersetzung mit allen Objekten erfahren kann, werden Vitalwerte erschlossen, die zum Werden des Selbstbewusstseins beitragen. In den Auswirkungen des Machttriebs, in vitalen Unter- — Ueberlegenheitsgefühlen erfährt sich das Kind als Träger dieser Gefühle.

Das Zusammensein mit Kindern ist bedeutsam für die Entwicklung der allgemeinen sozialen Gefühle. Es gibt dem Kind Gelegenheit, sich in eine grössere Gemeinschaft hineinzuleben. Das Unterordnen unter Ziele der Gemeinschaft, gegenseitiges Helfen, Verträglichkeit und andere, in der Gemeinschaft notwendige Verhaltensweisen, kann das Kind nur im Kreis derer lernen, die mit ihm auf gleicher Entwicklungsstufe stehen. Viel wird in dieser Beziehung bis zum 3. Jahr nicht geleistet. Aber der Drang zur Geselligkeit, zur Gruppe, ist in diesem Alter schon vorhanden und wird im Kindergartenalter in gemeinschaftsgemässe Bahnen geleitet. Solidarität und Altruismus sind Wirkungen des geselligen Lebens, die das Kind nicht kennt. Der Gegensatz Altruismus — Egoismus als solcher kann erst nach der Ichfindung als Konflikterlebnis erscheinen. Auch die Erkenntnis, dass im solidarischen Handeln scheinbarer Nutzentgang ein grösseres Quantum an Nutzen erzielt, setzt Ichkonstanz und einen gewissen Ueberblick über Verhältnisse und Situationen voraus, vor allem aber sprachliche Verständigungsmöglichkeit mit dem Gleichaltrigen.

Als echte Form vitaler Liebe bildet sich schon in dieser Zeit die Liebe und mütterliche Pflege des Hilfsbedürftigen aus. Dass es Wesen gibt, die der Pflege und Hilfe bedürfen, ist ein Erlebnis, das nur der Verkehr mit Gleichaltrigen hervorbringen kann.

Es gibt eine ursprüngliche Anlage zur Mütterlichkeit, zur Gattungsliebe, die in dem Augenblick erwacht, wo die Hilflosigkeit eines Geschöpfes — Kind oder Puppe — Pflege beansprucht. Die Anlage entwickelt sich auf der Basis des geselligen Zusammenlebens, aber sie ist nicht ursächlich auf dieses zurückführbar. Sie ist erst gegeben mit einer fortgeschrittenen geistigen Entwicklung, die Grosses als gross, Kleines als klein erkennt, und ist andererseits Symptom für eine weitgehende Differenzierung des Gesamterlebnisses Sympathie, zu der das Kind im Lauf der 2. Entwicklungsphase gelangt ist.

Rückblick über die 2. Phase.

Die zweite Phase der frühen Kindheit erstreckt sich ungefähr vom Ende des 2. bis zum Ende des 3. Lebensjahres. Für die innere Entwicklung ist die Abgrenzung durch das Erlebnis der ersten, auf ein bestimmtes Objekt gerichteten Sympathie nach unten anzusetzen, nach oben durch das Erwachen des Ichbewusstseins, dessen Einfluss in den Gefühlsbeziehungen des Kindes eine starke Modifizierung, wenn nicht Totaländerung auslöst.

Für die Gefühlsentwicklung des Kindes ist diese Zeit die fruchtbarste. In ihr beginnt die Auseinanderlegung der ursprünglichen Diffusität aller Sympathieformen in die mannigfachen Erscheinungsweisen, denen spezifische Ausdrucksmöglichkeiten zugeordnet sind. Schon innerhalb des Zustands des Einsseins deuteten sich im Keim die einzelnen Spielarten an, die nun zur vollen Entfaltung gelangen. Für jedes Objekt der Umwelt gibt es typische Stellungnahmen — im Gegensatz zu dem passiven „Aufsichwirkenlassen" des Säuglings — und eine typische Form der Sympathie auf Grund der verschiedenartigen Werterlebnisse. Das einzige Objekt, zu dem die Stellung des Kindes der des Säuglings verwandt bleibt, ist das Spielzeug.

Ihre innere Einheit erhält diese Periode durch die vollständige Umgestaltung der Welt und der Objekte der Sympathie im Erleben des Kindes. „Ideal" und Wirklichkeit sind dem Kind noch nicht geschieden. Weder die personalen noch die dinglichen Objekte er-

scheinen so, wie sie wirklich, „an sich" sind, sondern wie sie sein könnten. Jedes Wesen wirkt auf das Kind in einer einzigartigen Weise und wird von ihm intuitiv als wertvoll oder wertlos — „für mich" — beurteilt. Das Kind kennt nicht Ursprung und Art der Dinge, nicht Wesen und seelische Erlebnisse der Personen, es erfasst nur ihr „Wertsein". Aber in ihrem zufälligen Schein werden sie vom Kind für tatsächlich vorliegend, der Wirklichkeit entsprechend, gehalten.

Die Form der Sympathie, die der Organisation des Zweijährigen am gemässesten ist, und in der der Hauptbezirk seines Gefühlslebens liegt, ist die Einsfühlung, sowohl die idiopathische Einsfühlung mit den Objekten, als die heteropathische mit der Mutter (s. o.). Einsfühlung ist die Liebes- und Lebensform des Kleinkindes. Die anderen Formen, in denen sich seine Liebe ausspricht, sind, solange dem Kind das volle Ichbewusstsein fehlt, nur Vorbereitungen auf spätere Entwicklungsstufen und erhalten ihren Sinn und ihre Bedeutung erst durch diese. Während sich die natürliche Fähigkeit zur Einsfühlung darin zeigt, dass das Kind von sich aus mit der Objektwelt in Einsfühlung lebt, zeigen sich im Verhältnis zum Vater und zu Fremden Ansätze zu typischen Liebesformen der Erwachsenenwelt, die von dieser an die kindliche Welt herangetragen werden.

Wieweit dem Kind selbst die Vielheit seiner emotionalen Bezugnahmen zum Bewusstsein kommt, ist nicht eindeutig festzulegen. Dadurch, dass das Kind seinem Ich nicht betrachtend gegenübersteht, fällt die Möglichkeit der bewussten Motivierung seiner Sympathie und Antipathie fort. Die Inkonstanz des Ich ist, jedenfalls in der Einsfühlung, evident. Andererseits deuten schon im Zustand der Einsfühlung einzelne ausgeprägte Verhaltensweisen des Kindes auf ein Werden des Ichbewusstseins, ein Wissen um seine Erlebnisse hin. Am bedeutsamsten für die allmähliche Zuordnung von Werterlebnissen ist die Hingabe an den Vater, in der das Ich des Kindes nicht nur erhalten bleibt, sondern auch gefestigt und herausgearbeitet wird.

III. Hauptteil: Die Gefühlskrise, das 3.—4. Lebensjahr.

(Auszug aus der Dissertation.)

Der dritte Teil der Arbeit hatte die Gefühlskrise, das 3.—4. Lebensjahr, zu behandeln. Um diese Krise als notwendigen Faktor im Entwicklungsprozess zu begreifen, wurde zunächst die Entwicklung des Ichbewusstseins nach seinen beiden Komponenten, dem Ichgefühl und dem Ichwillen, untersucht. Beide weisen auf die Notwendigkeit einer Auseinandersetzung zwischen kindlichem Wollen und dem Wollen der Umgebung hin, in dem Moment, wo das Kind sich als Träger seiner Erlebnisse weiss, d. h. um die Wende des 3. Lebensjahres. Der Dualismus, der sich durch das kindliche Welterleben hindurchzog, wird nun dem Kind bewusst. Es erfährt sich als Träger von Werterlebnissen, die andere sind als die Werterlebnisse der Umgebung. Dieser „Kampf um den Wert" ist das Moment, von dem aus die absolut asoziale Trotzeinstellung des Kindes in dieser Zeit zu verstehen ist.

Im Folgenden wurde das Verhältnis des Kindes zu den Eltern untersucht. Es ergab sich, dass mit dem Auftreten von Konflikten die Vertrauensbindung zwischen Kind und Eltern zerreisst. Sodass das Kind fast stets — soweit es nicht willensschwach ist — auf alle Gebote und Verbote der Umgebung mit Widerspruch und Trotz reagiert. Eine echte originale Liebesform in der Beziehung zu den Eltern tritt in dieser Zeit nicht auf; dagegen verlieren sich die beiden Arten der Beziehung, die das 2 jährige mit den Eltern verband. Einsfühlung als Lebensform, nicht nur als Augenblickszustand, gibt es für ein seiner selbst bewusstes Innenleben nicht mehr, vor allem nicht für ein Kind, das in dieser Zeit überall nur das Trennende zu sehen vermag. Die Momente, die das eigentliche Wesen der Einsfühlung ausmachen, ein selbstverständliches Zusammengehörigkeitsgefühl und ein tiefes Vertrauensverhältnis zwischen Mutter und Kind, sind verloren. Auch die kindliche Verehrung, die im väterlichen Vorbild alles Grosse und Gute schlechtweg verwirklicht sah, verliert ihr bisheriges Objekt, sobald das Kind die enge Begrenztheit der väterlichen Macht- und Herrschaftssphaere durch die Macht seines eigenen Willens erkannt hat.

In der Beziehung des Kindes zu Fremden treten in der Gefühlskrise zwei neue Liebesformen auf, von denen die erste schon im 2.—3. Jahr andeutungsweise vorhanden war.

1. Es findet gewissermassen eine Uebertragung des Gefühls für die Eltern, speziell für den Vater, auf Fremde statt. Diese Art Liebe, in der ein Mensch Objekt aller Hingabefähigkeit des Kindes wird, ist ein komplexes Ganzes aus idealisierender Erotik und kindlich verehrender Vorbildliebe, die, wenn sie ungetrübt bleibt, auf die Entwicklung des kindlichen Gefühlslebens und Charakters den wohltätigsten Einfluss ausübt.

2. Neben der idealisierenden Liebe kann die Bindung an Erwachsene eine Leidenschaft in sich bergen, in der man auch wohl sexuell gefärbte Erlebnisse anzunehmen hat. Diese Liebe ist notwendigerweise unglücklich, denn sie verlangt, wie jede vom Vitalen bestimmte Liebe, unbedingte Gegenliebe, die dem Kind in dieser Ausschliesslichkeit nicht zuteil wird. (Vgl. Th. Mann, „Unordnung und frühes Leid" Berlin 1926 p. 112 ff.)

Das wirklich Positive, das die Gefühlskrise mit sich bringt, ist die Anbahnung wahrhaft persönlicher Beziehungen zu Gleichaltrigen. Zunächst ist bedeutsam, dass das Kind in der kleinen Gruppe des Kindergartens lernt, sich bewusst sozial einzufügen unter den Willen einer Gemeinschaft. Wesentlicher noch sind die Beziehungen zum einzelnen Du, die, wie im Verhältnis zu Erwachsenen, eine rein seelische und eine vital gefärbte Seite haben.

1. Die idealisierende Liebe äussert sich als ausgesprochene Vorbildliebe, soweit es sich um Kinder des gleichen Geschlechts handelt. Verkörperte der Erwachsene als Ideal dem Kind das Wesen, das es als Erwachsener einmal werden möchte, so das Kind das Wesen, das es jetzt schon eigentlich sein müsste. Es ist das nahe Ideal des schon von der Umgebung als kleine Persönlichkeit anerkannten Kindes, das Selbständigkeit in seinem Wesen, seinen Handlungen zeigt.

Daneben gibt es ein Erlebnis, die sogenannte „erste Liebe", die in der kindlichen Seele ihre unauslöschlichen Spuren hinterlässt, die erste bewusste Hinneigung zum anderen Geschlecht, die das kindliche Gemüt in einer Tiefe aufwühlt, die weit über sein

Alter hinausgeht. (Vgl. Hebbel, „Aufzeichnungen aus meinem Leben" p. 453.) Die leidenschaftliche Zuneigung bleibt ganz in der Seele des Kindes beschlossen; etwas von zaghafter Scheu liegt in dieser Fernliebe, die sich ihrem Gegenstand nicht zu nähern wagt. Kennzeichnend für diese Art zu lieben ist ihre Kraft der Verklärung, die nicht nur den Gegenstand selbst, sondern auch die ganze Welt in verklärtem Lichte sieht. — Nur wenige frühreife Kinder sind zu dieser Liebe fähig, und auch diese nur in der Zeit, in der alle Gefühle tiefer und in gewissem Sinn reifer sind.

2. Ein ganz anderes Bild bietet sich in der häufigsten Form der Liebe zum anderen Geschlecht. Diese Form ist die allgemeine erotische Tendenz, die das Männliche oder das Weibliche überhaupt sucht. In ihren Ausdrucksformen — Küssen, Umarmen — ist diese Neigung zwischen Knaben und Mädchen von der der Erwachsenen nicht allzuweit unterschieden. Typisch für die Verwandtschaft mit der Liebe von Erwachsenen untereinander ist auch, dass hier zum ersten Mal der Knabe als Werbender, das Mädchen als Wählende auftritt.

Was jede nahe Beziehung zwischen Kindern gleichen oder ungleichen Geschlechts leistet, besteht darin: das Kind wird von der Herrschaft seines Willens, von dem es sich tyrannisieren liess, befreit. Das Zusammensein mit Gleichaltrigen lenkt den nur auf das Ego gerichteten Blick ab.

Schluss.

Die Dauer der Gefühlskrise, des Kampfes um den Wert, ist von den verschiedensten Faktoren abhängig: von der Stärke der ursprünglichen Willensanlage, von der Heftigkeit, mit der das Kind innerhalb der Krise den Kampf führt, von der Haltung der Erwachsenen Doch dürfte immerhin das Ende der Krise spätestens mit dem Beginn des 5. Jahres anzusetzen sein. Der Ausgang des Kampfes, der für das Kind die erste eigentlich tragische Periode seines Lebens darstellt, ist für sein zukünftiges Leben, mindestens bis zur eigentlichen Pubertät, entscheidend.

Die Bedeutung, die die Gefühlskrise im Einzelnen für die Entwicklung des Kindes hat, liegt auf drei Gebieten.

1. Der Wertkonflikt, der den Grund der Gefühlskrise bildete, wird zugunsten der Werthaltung der Erwachsenen entschieden. Das Kind gewöhnt sich an die Art des Erwachsenen zu denken und zu werten. Die Voraussetzung dafür ist, dass der Intellekt des Kindes, der vor und während der Gefühlskrise keine selbständige seelische Kraft, sondern von dem Affekt- und Willensleben des Kindes beherrscht war, sich aus der engen Verbundenheit mit diesen herausgelöst hat und frei wird zu sachlicher Wahrnehmungs- und Vorstellungstätigkeit. Symptom für die beginnende Entwicklung des Intellekts war in der Gefühlskrise die „Warum"-frage; nach der Krise drängt dieser die Affektivität mehr und mehr zurück, (vgl. Busemanns sprachliche Untersuchungen über das Trotzalter „Zschr. f. päd. Psych." 29, 1929).

Mit der Differenzierung der seelischen Leistungen ist das Einheitsband zwischen Kind und Welt endgültig zerrissen. Die vom Ich unabhängige Realität der Dinge wird anerkannt, es entsteht die Welt der objektiven Notwendigkeit, die nicht mehr im Erleben des Kindes ihre Wertbedeutung wechselt, sondern Forderungen an das sachliche Erkennen stellt. Damit beginnt das eigentlich zusammenhängende Bewusstseinsleben.

Es kommt nun zur Trennung der Wertwelten. Die kindliche Welt mit ihren Werthaltungen wird zur Spielwelt, die Welt der Erwachsenen zur Ernstwelt. Dabei verliert die ursprünglich allein herrschende Welt des Spiels langsam immer mehr an Bedeutung. Das Spiel wird zur Erholung von der Arbeit, es wird jetzt als Spiel, im Unterschied zur Arbeit, gewertet.[1]) Das eigentliche Leben spielt sich in der Wirklichkeitswelt des Erwachsenen ab, in die das Kind mehr und mehr hineinwächst. Kroh bezeichnet deshalb das Kind nach Ablauf der Gefühlskrise als „prinzipiell durch schulische Einrichtungen bildbar".

2. Die Art, wie der Kampf zwischen Erwachsenen und Kind in der Gefühlskrise endigt, ist von höchster Bedeutung für die weitere Entwicklung der kindlichen Persönlichkeit. Die entscheidenden Charakterzüge bilden sich bereits in dieser Zeit, sodass nach dem Ende der Krise der Charakter des Kindes im wesentlichen festgelegt ist. Dass für die Charakterentwicklung neben der ursprünglichen Anlage auch das Verhalten der Umgebung eine grosse Rolle spielt, ist bei der Zugänglichkeit des Kindes für Einflüsse leicht verständlich.

Die Ausgestaltung des späteren Verhaltens zur Umgebung kann nun, entsprechend dem werdenden Charakter, eine dreifache sein: Zur bedingungslosen Unterordnung unter die Autorität der Erwachsenen sind nur willensschwache oder entmutigte Kinder fähig. Die Willensstarken, deren Wille auch die Gefühlskrise nicht brechen oder in gemeinschaftsgemässe Bahnen lenken konnte, versuchen weiterhin, ihr Ich mit seinen Strebungen gegenüber den Zielen und dem Wollen der Umgebung durchzusetzen. Der Kompromiss zwischen eigenem und fremdem Wollen führt zur Bejahung der Forderungen, die Gemeinschaft und Erwachsene stellen, neben der Verfolgung eigener Willens- und Strebensziele.

3. Die ausschliessliche Bindung an die Eltern, neben der im 2.—3. Jahr keine andere Gefühlsbeziehung Bedeutung erlangen konnte, bleibt, wenn sie nicht durch das Verhalten der Eltern in der Krise überhaupt gestört ist, nur eine und nicht notwendig die

[1]) „Die Grundlinie der psychischen Entwicklung zeigt einen Uebergang vom Phantasie-Spiel zum realistischen kindlichen Ernst." (K. Schmeing „Die mehrfache Pubertät" a. a. O. S. 71.)

dominierende unter den anderen möglichen Bindungen. Ebenso werden die Beziehungen zu dem Erwachsenen, der in der Gefühlskrise der einzige Schutz und Trost des Kindes war, ruhiger und kühler. Die entscheidende Bedeutung für das Seelenleben des Kindes erhält immer mehr die Beziehung zu Gleichaltrigen, das gemeinsame Spielen und Arbeiten mit ihnen.

Alle Bindungen an Erwachsene und Gleichaltrige aber werden, wenn die Konflikte seltener geworden sind, das kindliche Gemüt nicht mehr so aufgewühlt ist, loser. Das Kind braucht nicht mehr den Halt an fremden Erwachsenen, wenn es mit der nächsten Umgebung wieder durch Bande der Sympathie geeinigt ist.

Das Neue, was die Gefühlskrise mit sich brachte, war die Bildung des Ichideals, die Form, in der Vorbilder wirksam wurden. Das innere Werden des Ideals vollzog sich in der seelischen Berührung mit Kindern und Erwachsenen. Mit dem Abebben der Krise geht anscheinend auch die Fähigkeit zur idealisierenden Erotik, zur Idealliebe, verloren, sowohl in der Beziehung zu Erwachsenen wie zu Gleichaltrigen. Nach ihrer kurzen Blüteperiode verschwindet die Erotik als Liebesform vollständig bis zur Reifezeit, dem zweiten Höhepunkt erotischer Liebe.

Die psychische Ergänzungsbedürftigkeit tritt nun zurück, seit das Kind sich selbst in seinem Wollen und Fühlen gefunden hat. Dieses sein Ich durch Realerfahrungen, durch sachgebundene Erkenntnisse zu bilden und zu erweitern, ist nun das Bestreben des Kindes. Das Menschlich — Persönliche wird durch die sachlichen Beziehungen verdrängt.

In der Entwicklungsgeschichte des Menschen wechseln die durch das Gefühl beherrschten Perioden mit den sachlich gerichteten ab. Das Ende der Gefühlskrise bedeutet zugleich den Anfang der sogenannten realistischen Phase im Leben des Kindes, in der die Erfahrungswelt erobert wird, sachliche Interessen und Strebungen im Vordergrund des kindlichen Seelenlebens stehen. Qualitativ Neues bringt die realistische Lebensphase für die Gefühlsentwicklung des Kindes nicht. Alle Formen, in denen sich von nun an die Liebe des Kindes ausdrückt, haben sich bereits in der frühen Kindheit entfaltet. Das Kind zehrt gleichsam von diesem Schatz an Sympathie-

gefühlen und ihren Ausdruckssphaenomenen, den es sich in den ersten 4 Lebensjahren aufgespeichert hat. Abgesehen von der Erotik und der verehrenden Hingabe an den Erzieher, von denen die erstere zugleich mit der Gefühlskrise verschwindet, bleibt die Liebe des Kindes am vital-seelischen Bezirk haften. Erst wenn die Sphäre des geistigen Personseins sich mit Gehalten erfüllt hat, in und nach der Reifezeit, wird die Fähigkeit zur geistig-sittlichen Liebe erschlossen.

Literaturverzeichnis.

A. Adler-Furtmüller: „Heilen und Bilden" 3. Aufl. 1928.
R. Allers: „Sexualpsychologie als Voraussetzung einer Sexualpädagogik" Vierteljahrsschrift für wissensch. Päd. 1930.
S. Bernfeld: „Psychologie des Säuglings" Wien 1925.
Cl. Blüthgen: „Aus der Jugendzeit" Lichterfelde 1921.
W. Boeck: „Das Mitleid bei Kindern" Giessen 1909 (Diss.).
H. Boeckers: „Sittliche Erziehung des Kleinkindes" Berlin-Leipzig 1929.
Ch. Bühler: „Kindheit und Jugend" Leipzig 1928.
Ch. Bühler: „Seelenleben des Jugendlichen" 4. Aufl. 1927.
Ch. Bühler: „Zwei Grundtypen von Lebensprozessen" Zschr. f. Psychol. 1928, 108.
Ch. Bühler-H. Hetzer: „Erstes Verständnis für Ausdruck im ersten Lebensjahr" Zschr. f. Psych. 108, 1928.
Ch. Bühler-H. Hetzer: „Affektwirkung von Fremdheitseindrücken im 1. Lebensjahr" Zschr. f. Psychol. 1928.
Ch. Bühler-Hetzer-Tudor Hart: „Soziologische und psychologische Studien über das 1. Lebensjahr" Quellen u. St. z. Jugk. Heft V Jena 1927.
Ch. Bühler-L. Spielmann: „Entwicklung der Körperbeherrschung im 1. Lebensjahr" Zschr. f. Psych. 1928.
A. Busemann: „Ueber die Ursachen des Trotzalters und der Erregungsphasen überhaupt" Zschr. f. päd. Psych. 30, 1929.
A. Busemann: „Ueber das sogenannte erste Trotzalter des Kindes" Zschr. f. päd. Psych. 29, 1928.
H. Carossa: „Eine Kindheit" Leipzig 1922.
G. Compayré: „Entwicklung der Kindesseele" 2. Aufl. Altenburg 1924.
Ch. Darwin: „Die Abstammung des Menschen und die Zuchtwahl in geschlechtlicher Beziehung" Reclam 1894.
K. W. Dix: „Körperliche und geistige Entwicklung eines Kindes" Heft I—III Leipzig 1911—1914.
Th. Erismann: „Der Trotz" (Verstehen und Bilden I 1926).
O. Ernst: „Aus meinem Sommergarten" Ges. Werke Bd. 12 Leipz. 1922/23.
O. Ernst: „Asmus Sempers Jugendland" Leipzig 1905.
O. Ernst: „Heidede" Leipzig 1923.
O. Ernst: „Buzi" Leipzig 1925.

K. Ewald: „Mein kleiner Junge“ (übers. v. Hel. Kauders München o. J.).
A. Faulwasser: „Der pädagogische Gehalt früher Kindheitserinnerungen“ (Zschr. f. päd. Psych. 1927).
S. Freud: „Hemmung, Symptom und Angst“ Wien 1926.
S. Freud: „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“ 4. Aufl. Wien 1920.
S. Freud: „Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse“ Taschenausg. 2. Aufl. Wien 1922.
S. Freud: „Kleine Schriften zur Neurosenlehre“ IV, Wien 1918.
S. Freud: „Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci“ Leipzig-Wien 1923.
S. Freud: „Jenseits des Lustprinzips“ 3. Aufl. Wien 1923.
Fr. Froebel: „Menschenerziehung“ (Pädag. Klassiker Bd. 11).
Fr. Froebel: „Mutter — und Koselieder“ (Neuausg. v. Fr. Prüfer Leipzig 1911).
L. Frobenius: „Paideuma“ (Erlebte Erdteile IV, 2. Aufl. Frankfurt 1925).
G. af Geijerstam: „Das Buch vom Brüderchen“ Berlin 1921.
F. Gladkow: „Zement“ Wien-Berlin 1927.
K. Groos: „Spiele der Tiere“ Jena 1896.
K. Groos: „Seelenleben des Kindes“ 6. Aufl. Berlin 1923.
E. Goldbeck: „Die Welt des Knaben“ Berlin o. J.
A. Haag: „Rudolf“ (Mutter- und Kinderland 1930).
S. Hansen: „Das Problem der äusseren Welt“ (Viertelj.schr. f. wiss. Philos. 15, 1891).
E. v. Hattingberg: „Instinkt und Trieb“ (Zschr. f. agw. Psych. 17, 1920).
Fr. Hebbel: „Aufzeichnungen aus meinem Leben“ (Meyers Klassiker Ausgaben Ges. W. Bd. V 1913).
J. Herrig: „Person und Kind“ Düsseldorf 1929.
H. Hetzer: „Kindheit und Armut“ Leipzig 1929.
H. Hetzer: „Entwicklungsbedingte Erziehungsschwierigkeiten“ Zschr. f. päd. Psych. 1929.
H. Hetzer: „Der Einfluss der negativen Phase auf die sozialen Verhaltensweise und literarische Produktion pubertierender Mädchen“ Quellen u. St. z. Jugendkunde IV Jena 1926.
H. v. Hug-Hellmuth: „Aus dem Seelenleben des Kindes“ Leipzig-Wien 1913.
T. Ischikawa: „Beobachtungen über die geistige Entwicklung eines Kindes im ersten Lebensjahr“ (Beitr. z. Kinderforsch. u. Heilerz. Heft 76).

C. G. Jung: „Ueber Konflikte der kindlichen Seele" 1916.
E. Klose: „Die Seele des Kindes" Stuttgart 1920.
K. Koffka: „Grundlagen der psychischen Entwicklung" 2. Aufl. Osterwieck 1925.
E. Köhler: „Annchen" (Die Persönlichkeit des dreijähr. Kindes) Psychol. Monogr. II Leipzig 1926.
W. Köhler: „Nachweis einfacher Strukturfunktionen beim Schimpansen und beim Haushuhn" (Sitz.ber. d. pr. Akad. d. Wiss. Math.-phys. Kl. 1918, 2).
O. Kroh: „Psychologie des Grundschulkindes" 2. Aufl. Langensalza 1929.
P. Kropotkin: „Gegenseitige Hilfe in der Tier- und Menschenwelt" (Dtsch. Volksausg. Leipz. 1908).
H. Kühn: „Psychologische Untersuchungen über das Stiefmutterproblem" Leipzig 1929.
F. Künkel: „Einführung in die Charakterkunde" 3. Aufl. 1930.
I. Kurz: „Aus meinem Jugendland" Stuttgart 1918.
P. Lombroso: „Das Leben der Kinder" Leipzig 1909.
B. v. Mahrenholtz-Bülow: „Das Kind und sein Wesen" Cassel 1878.
A. Malberg: „Aus dem Bilderbuch einer reichen Kindheit" Dresden 1906.
Th. Mann: „Unordnung und frühes Leid" Berlin 1926.
K. Martens: „Schonungslose Lebenschronik" Wien 1921.
A. Moll: „Das Sexualleben des Kindes" Berlin 1909.
M. Muchow: „Psychologische Probleme der frühen Erziehung" Erfurt 1929.
H. Neugebauer: „Gefühls- und Willensleben meines Sohnes in früher Kindheit" (Zschr. f. agw. Ps. 34).
B. Otto: „Von der Helga" Grosslichterfelde 1919.
H. Pestalozzi: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrte" Berlin-Zürich 1801.
H. Pestalozzi: „Mutter und Kind" (Her. v. H. Lohner-W. Schohaus Zürich-Leipzig 1924).
H. Pestalozzi: „Abendstunde eines Einsiedlers" Ges. W. I Berlin 1927.
A. Pfänder: „Psychologie der Gesinnung" (Jahrb. f. Philos. u. phaenomenol. Forsch. I, III 1912/1916).
O. Pfister: „Die Liebe des Kindes und ihre Fehlentwicklung" Leipzig 1922.
O. Pfister: „Was bietet die Psychanalyse dem Erzieher?" 2. Aufl. Leipzig 1923.
W. Popp: „Milieu und Selbstbestimmung in der individuellen Entwicklung" Langensalza 1930.

W. Popp: „Das pädagogische Milieu" Langensalza 1928.
W. Preyer: „Geistige Entwicklung in der ersten Kindheit" Stuttgart 1893.
W. Preyer: „Die Seele des Kindes" 8. Aufl. 1912.
H. Queck-Wilker: „Ein erstes Lebensjahr" Langensalza 1912.
W. Rasmussen: „Seelische Entwicklung des Kindes in den ersten 4 Lebensjahren" Essen 1919.
H. Reichardt: „Die Früherinnerung als Trägerin kindlicher Selbstbeobachtung" Leipzig 1927.
K. Reumuth: „Die logische Beschaffenheit der kindlichen Sprachanfänge" Leipzig 1919.
O. Rung: „Der Fall Arnoldi" (Novellensammlung „Geheime Mächte") Weimar 1917.
E. u. G. Scupin: „Bubis erste Kindheit" I Leipzig 1907 II Leipzig 1910.
M. Scheler: „Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik" 3. Aufl. Halle 1927.
M. Scheler: „Wesen und Formen der Sympathie" 3. Aufl. Bonn 1926.
M. Scheler: „Die Stellung des Menschen im Kosmos" Darmstadt 1930.
K. Schmëing: „Die mehrfache Pubertät" Berlin 1930.
I. H. Schulz: „Freuds Sexualpsychoanalyse" Berlin 1917.
W. Shinn: „Körperliche und geistige Entwicklung eines Kindes in biographischer Darstellung" Langensalza 1905.
B. Sigismund: „Kind und Welt" 2. Aufl. Braunschweig 1897.
G. Simmel: „Fragment über die Liebe" (Logos X 1921/22).
M. Simoneit: „Die seelische Entwicklung des Menschen" I Berlin 1928.
C. Spitteler: „Meine frühesten Erlebnisse" Jena 1914.
E. Spranger: „Psychologie des Jugendalters" 10. Aufl. Leipzig 1928.
E. Spranger: „Lebensformen" 5. Aufl. 1925.
E. Spranger: „Kultur und Erziehung" (ges. päd. Aufsätze) 2. Aufl. 1923.
E. Spranger: „Sinnespflege im frühen Kindesalter" („Kindergarten") 1922.
E. Stern: „Das Kind in der Gruppe" (Zschr. f. agw. Ps. 22, 1923).
W. Stern: „Psychologie der frühen Kindheit" 5. Aufl. 1928.
Cl. u. W. Stern: „Monographien über die seelische Entwicklung des Kindes" I „Die Kindersprache" Leipzig 1907 II „Erinnerung Aussage Lüge" Leipzig 1909.

C. Stumpf: „Ueber Gefühlsempfindungen“ (Zschr. f. Ps. 44,1).
C. Stumpf: „Begriff der Gemütsbewegung“ (Zschr. f. Ps. 21).
E. L. Thorndike: „Psychologie der Erziehung“ Jena 1922.
J. v. Uexküll: „Umwelt und Innenwelt der Tiere“ Berlin 1909.
H. Volkelt: „Die Vorstellungen der Tiere“ Leipzig 1914.
A. T. Wegner: „Moni — oder die Welt von unten“ Stuttg. 1929.
L. Westkirch: „Das Paradies meiner Kindheit“ Leipzig 1912.
E. Wexberg: „Individualpsychologie“ Leipzig 1928.
E. Wexberg: „A. Adlers Individualpsychologie und ihre Bedeutung für die Kinderforschung“ (Zschr. f. Kinderforschung 30, 1929).
H. Worch: „Symbol und Erziehung“ Erfurt 1927.
E. Zahn: „Als ich noch ein Knabe war“ Leipzig 1911.

Lebenslauf.

Am 16. 7. 1908 wurde ich als Tochter des Professors der Theologie Karl Holl — gestorben am 23. 5. 1926 — in Berlin-Charlottenburg geboren. Von 1914—1927 besuchte ich nacheinander die Privatschule von Luise Boretius, das städtische Lyceum und Realgymnasium „Fürstin-Bismarck-Schule" in Charlottenburg, und das humanistische Mädchengymnasium „Staatliche Augustaschule" in Berlin-Schöneberg, wo ich Ostern 1927 die Reifeprüfung ablegte.

Seit dem WS 1927/28 studierte ich in München, Tübingen, Berlin Philosophie im Hauptfach, im Nebenfach Deutsch und Nationaloekonomie. Das Thema meiner Dissertation erhielt ich von Herrn Professor Spranger, für dessen Förderung und Unterstützung während dar ganzen Studienzeit ich aufrichtig dankbar bin.

Um praktische Erfahrungen für das mir gestellte Thema zu erwerben, hospitierte ich in den städtischen Kindergärten München und Tübingen, im Kindergarten der staatlichen Elisabethschule in Berlin, im städtischen Waisenhaus in Rummelsburg und in der Erziehungsanstalt „Grünes Haus" in Tegel.

Marta Wais, geb. Holl.